

**ROLF SCHEFFBUCH**

**Das habe ich  
mit Gott erlebt**

**hänssler**

**Das habe  
ich mit  
GOTT  
erlebt**

**ROLF SCHEFFBUCH**

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

**Scheffbuch, Rolf:**

Das habe ich mit Gott erlebt / Rolf Scheffbuch. –  
Neuhausen-Stuttgart : Hänssler, 1996

ISBN 3-7751-2649-X

Das habe ich mit Gott erlebt  
Bestell-Nr. 392.649

© Copyright 1996 by Hänssler-Verlag, Neuhausen  
Umschlaggestaltung: Dialog Werbeagentur  
Titelfoto: Rolf Scheffbuch  
Satz: AbSatz Ewert-Mohr, Klein Nordende  
Printed in Germany

# Inhalt

Jesus macht vital .....	10
Ich will keine Wetterfahne sein .....	18
Freut euch am Herrn; er ist nahe! .....	26
Wendepunkte .....	32
Jesus ist so nahe .....	45
Jesus tut Wunder .....	54
Jesus öffnet Türen für sein Wort .....	62
Jesus kann seinen schwachen Leuten vor-arbeiten und nach-arbeiten .....	71
Jesus kann aus verzweifelten Situationen herausholen .....	76
Jesus hat Boten .....	80
Christus ist hier .....	98
Es läuft alles auf Jesus zu! .....	104

## Vorwort

Das wahre Bild meines Lebens wird einmal vor Gott entrollt werden. Alle anderen Lebensbilanzen sind vordergründig. Was jedoch Gott an einem Menschen, auch an mir, getan hat, das ist des Berichtens wert.

Das Wichtigste dabei ist und bleibt, daß Gott auch mich der Gemeinschaft mit Jesus Christus gewürdigt hat. Das ist ja das Besondere am Christenglauben, daß es solch enge Verbundenheit mit Jesus gibt. Noch viel stärker als alle menschliche Prägung durch Voreltern, Heimat und Erziehung will Jesus prägen. Er bewahrt, er mahnt, er bringt zurecht, er belebt.

Meine vier Kinder haben gerne mit Lego-Bausteinen gespielt. Heute tun es mit Begeisterung die Enkelkinder. Lego-Elemente passen dort bündig zusammen, wo die Erhebungen des einen Bausteines zusammengefügt werden mit den Hohlräumen des anderen Klötzchens. Ganz ähnlich paßt Jesus geradezu ideal zu mir. Das ist mir über dem Spielen der Kinder aufgegangen. Die Weisheit Jesu paßt zu meinen Begrenztheiten und Dummheiten. Die Gerechtigkeit Jesu füllt all das aus, was ich je Gott und auch Menschen schuldig blieb und noch bleiben werde. Die Heiligung des Gottessohnes kann dort hineinströmen, wo ich das Gute nicht fertigbringe, das ich

doch eigentlich tun will. Ich brauche den Erlöser Jesus so elementar, wie ein hilfloser Säugling seine Mutter braucht.

Der württembergische Erweckungsprediger Ludwig Hofacker hat einmal in einer seiner eindringlichen Predigten gesagt:

»Wenn alles wahr wäre, was die falschen Propheten behaupten, dann ist Christus der gleichgültigste Mann der Welt. Aber das ist nun einmal der Wille des Vaters, daß durch den Sohn alles gehe. Es ist der Wille Gottes, daß er, durch den er die Welt gemacht hat, nun auch der große Wiederhersteller der gefallenen Welt sein soll. Es ist des Vaters Wille, daß der Sohn das Oberhaupt sein soll über alles im Himmel und auf Erden. Und daß man den Sohn ehren soll, wie man den Vater ehrt, und daß, wer nicht glaubt an den Sohn Gottes, über solchem der Zorn Gottes bleibt. Wer sich nun dieser Ordnung widersetzt, sich ihr nicht fügt, wer meint, er sei mit seinem Verstand über das hinausgewachsen, wer also dem Heiland, dem Sohn, nicht die Ehre gibt, die ihm gebührt, wer seine Seligkeit und alle Gnade und alles göttliche Leben und alle Vergebung der Sünden und alles, dessen eine unsterbliche Seele bedarf, nicht von dem Sohne holen will, sondern andere Wege und Künste sucht, der hat keine Gnade, keine Barmherzigkeit zu hoffen. Christus ist der allerunentbehrlichste Mann für einen Sünder. Er ist unentbehrlicher als das tägliche Brot, unentbehrlicher als die Kleider. Doch was brauche ich solche Gleichnisse? Wenn man nicht sterben, nicht ewiglich sterben will, so muß man ihn haben!«

Weil Gott auch bei mir wollte, »daß alles durch den Sohn geht«, darum berichte ich davon, was ich mit Jesus erlebt habe »zur Ehre Gottes, des Vaters«.

Das Berichtete ist nicht chronologisch der Reihe nach geordnet. Ich möchte von dem erzählen, was Christus kann und tut – nicht von dem, wie mein Leben verlaufen ist.



## Jesus macht vital

Vitalität habe ich bei meiner Großmutter Johanna Busch kennengelernt. Sie stammte aus dem Hülbenner Schulhaus Kullen. In ihm hat durch zwei Jahrhunderte hindurch jeweils der Sohn den Vater abgelöst als Schulmeister und als Leiter der pietistischen »Stunde«. Lebenslang hat die Großmutter das Schwäbische nicht verlernt. Doch auch in Elberfeld und in Frankfurt, wo sie als Ehefrau von Pfarrer Dr. Wilhelm Busch wirkte, war sie gesuchte Seelsorgerin von einfachen Gemeindegliedern ebenso wie von Künstlern und von Exzellenzen.

Sie war eine Meisterin im Briefeschreiben. Sie konnte ihre ganze Liebe und auch ihr ganzes Erleben in Worte packen. Als grasgrüne Enkel lächelten wir dann und wann, wenn wir in den Briefen der Großmutter Rechtschreibfehler entdeckten. Aber als Studenten mußten wir staunen, als wir unter dem Nachlaß der Großmutter einen Briefwechsel mit hochgeachteten Theologieprofessoren fanden. Sie hatte die Verantwortung empfunden, den »Lehrern der Kirche« die Frage zu stellen: »Bezeugt ihr denn auch den auferstandenen Jesus?« Ihre kritische Anfrage hatte sogar Gehör gefunden.

Wir vierzig Enkel haben unsere Großmutter als ältere Frau kennengelernt. Aber welche Schönheit die zarte und doch so voll Lebenskraft sprudelnde

Johanna Kullen gewesen sein muß, als der junge Kandidat der Theologie Dr. Wilhelm Busch um sie warb!

»Unsere Großmutter« lebte als Witwe auf der Schwäbischen Alb. Sie bewohnte dort die sogenannte »Villa«, die sich einst ein Kunstmaler, der unverheiratet geblieben war, gebaut hatte. Außer dem »Atelier« gab es eigentlich nur Mini-Räume in diesem Haus. Die Küche hatte nur »Westentaschenformat«. Trotzdem durften alle acht Familien ihrer Kinder in den Sommerferien zur Großmutter kommen, oft mehrere zugleich. Man aß unter den weitausladenden Buchen im Garten. Wo wir allerdings spielten, wenn es einmal regnete, ist mir heute nicht mehr klar. Es bleibt nur der Gesamteindruck eines riesengroßen Festes, wie wenn »ein König seinem Sohn Hochzeit macht«. Schon vor der Anreise war es die gespannte Frage, ob in diesem Jahr die Vettern oder die Cousinen im »Atelier« schlafen durften. Meist mußten die »Bäsle« auf den Dachboden — vermutlich weil die Großmutter mit klarem Instinkt erkannte, daß Mädchen weniger Angst vor Mäusen haben als die sich so stark gebärdenden Buben.

Wir Enkel haben die Liebe der Großmutter sehr materialistisch registriert. Wann auch immer man zum Frühstück kam, fand man auf seinem Platz die eigene Lieblingsmarmelade vor. Die Großmutter kannte auch die ausgefallensten Geschmacksrichtungen bis hin zu Quittengelee und Schwarze-Johannisbeer-Marmelade. Sie hatte schon im vorausgehenden Herbst beim Einkochen an all ihre Enkel gedacht.

Geld war nie etwas, was sie faszinierte. Angesichts der vielen unglücklichen reichen Frankfurter Familien konnte sie in ihrem Frankfurter Pfarrhaus beten: »Lieber Heiland, hilf doch, daß keine meiner fünf Töchter einen reichen Mann bekommt!« Dies Gebet ist von Gott erhört worden. Trotzdem hatten wir keinen einzigen Tag in unserer Kindheit den Eindruck, daß wir arm dran sein könnten. Der so früh verstorbene Großvater hatte auf seinem Sterbebett für die ganze Familie die Parole ausgegeben, die unsere Großmutter überzeugend gelebt hat: »Den Kindern eine fröhliche Heimat erhalten!«

Als in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs Hülben eine Nacht lang von schwerer amerikanischer Artillerie beschossen wurde, da war sie im ganzen Dorf vermutlich die einzige, die in königlicher Gelassenheit nicht im Keller Deckung suchte. Am frühen Morgen kamen amerikanische Soldaten ins Dorf. Sie trieben die Bewohner aus den Häusern. Als einzige durfte unsere Großmutter bleiben; denn sie hatte die müden Krieger mit einer großen Kanne dampfendem Malzkaffee empfangen — eben so, wie sie selbstverständlich alle Besucher ihres Hauses bewirtete.

Bis heute ist mir unsere Großmutter der Inbegriff der Natürlichkeit. Mit dem »Du darfst das nicht« ging sie sparsam um. Sie wollte uns doch Jesus lieb machen. Darum hatte sie Sorge, wir könnten über irgendeinem zu raschen Verbot in Zwischendingen den Eindruck bekommen, Jesus sei einer mehr von denen, die Strafzettel und Verwarnungen erteilen. Dabei ist er doch der, der Verunglückten beisteht.

Einige Jahre nach dem Tod der Großmutter war eine Verwandte im Zweifel, ob sie wegen ihres reiferen Alters noch einen Heiratsantrag annehmen sollte. Als sie sich dann nach langem Überlegen doch sehr rasch zum Heiraten entschied, war in der Familie das Staunen über diese so plötzlich getroffene Entscheidung groß. Aber die Verwandte erklärte: »Ich habe mir einfach einmal überlegt, was wohl Tante Busch mir raten würde. Da war mir's klar, daß sie nur eines sagen würde, nämlich: ›No dapfer g'heiratet!‹ (Nur rasch geheiratet!).«

Wohl jeder unter uns Enkeln und der ganzen übrigen großen Verwandtschaft begriff: Hier bei der Großmutter Busch ist Vitalität! Da ist Leben, wie es vor Gott sein soll! Nämlich Leben voll Ausstrahlung, voll Ordnung, voll Freude, voll helfender Liebe! Trotzdem hätte keiner gewagt, dieses Leben nun einfach nur zu kopieren. Denn das Geheimnis dieses Lebens lag tiefer. Als ganz kleine Enkel, wenn wir bei der Oma im Zimmer nächtigen durften, bekamen wir mit, wie sie in der Zeit des sommerlichen Hochbetriebs in aller Frühe den Wecker rasseln ließ, um eine volle Stunde Zeit zu haben für Gottes Wort und für das Gespräch mit Jesus. Sie las die Bibel begierig wie den lang erwarteten Brief des Vaters; sie konnte mit Jesus in bräutlicher Liebe sprechen.

Bei ihrer Beerdigung in Frankfurt (1954) sagte ihr Sohn Wilhelm Busch aus Essen: »Sie gab uns ein geistliches Erbe mit. Sie rechnete felsenfest mit der Wirklichkeit Gottes und mit der Bedeutung des Wortes Gottes als eines Briefes Gottes an uns. Die Bibel war für sie niemals Diskussionsgegenstand. Sie hat

nie rational gefragt: »Was ist wahr?«, sondern sie hat existentiell gefragt: »Was ist wirklich?« Als Student sagte ich einmal: »Ich sehe nicht recht ein, warum Gott seinen Sohn sterben lassen mußte.« Ganz erzürnt erwiderte sie: »Ist er dir denn nicht mehr der, der alle deine Sünde vergibt und alle deine Gebrechen heilt?«

Bei der Feier ihres 80. Geburtstags (1949) wünschte sie sich keinen Lobchoral, sondern das Lied: »Es ist ein Born, draus heiliges Blut für arme Sünder quillt«. Sie rechnete mit der Herrlichkeit Gottes, der eine Handbreit neben ihr war. Der in Jesus geoffenbarte Gott war für sie eine Wirklichkeit so real wie ihre eigene Hand. Ihr größtes Anliegen im Blick auf ihre Kinder und Enkel war: »Daß nur keines dahinten bleibt!«

Eine große Waffe im geistlichen Kampf um ihre Familie war die Freude. Fröhliches Christsein ist faszinierend, besonders für junge Menschen.

Man muß wissen, was wirklich schlimm und was weniger schlimm ist. An einem regnerischen Ferientag – und ein Landregen auf der Schwäbischen Alb kann nervtötend sein – hatten einige Enkel das wertvolle grüne Sofa der Großmutter zur Gärtnerei erklärt und mit der großen Gießkanne bewässert. Als der Vater der Kinder dazukam – ob es der Vater Stöffler oder Eißler oder Müller war, ist egal –, traf ihn fast der Schlag. Aber die Großmutter sagte nur: »Das ist doch alles keine Sünde und keine Schande!« Für ihre Beurteilung war nur tragisch, was Gott traurig macht. Alles andere war zweitrangig, selbst ein aufgeweichtes Erbsofa.

Es gibt auf der ganzen Welt keinen größeren Adel, als wenn man auf der Seite Jesu stehen kann. Ich erinnere mich noch an den denkwürdigen Tag, als sich die drei Busch-Onkel alle im Hause ihrer Mutter trafen: Wilhelm hatte ein Reichsredeverbot bekommen, Johannes kam aus der Gestapo-Haft, und Friedrich war nach einer Bibelwoche aus Danzig ausgewiesen worden. Jede andere Mutter hätte sich wohl geschämt, daß alle ihre Söhne (ein kleiner Sohn Theo war in früher Jugend gestorben) mit der Polizei in Konflikt geraten waren. Aber Großmutter Busch sagte immer wieder im Hochgefühl großer überzeugender Freude den Satz: »Wie stolz bin ich, daß meine Söhne für den Heiland leiden!«

Allerdings war es nicht so, daß Großmutter Busch sich nicht auch als rechte Mutter sorgte: »Laden sich denn meine Söhne und Schwiegersöhne nicht zu viele Lasten auf, sowohl im Beruf als auch beim Bekennen der Wahrheit im Hitler-Staat?« Menschlich lag es ihr nahe, aus Fürsorge zu bremsen. Aber sie gab dann an Töchter und Schwiegertöchter die Parole aus: »Nicht bremsen, nur pflegen!«

Wenn sie uns Enkeln in ihrer sprühenden Anschaulichkeit biblische Geschichten erzählte, dann erlebten wir mit dem Hirtenjungen David das Glück, die Gegenwart des lebendigen Gottes zu erfahren. Und wir erschauerten mit dem verstoßenen Saul darüber, daß Gott schweigen kann.

Unsere Großmutter mühte sich bewußt um ein Leben in der Freude. Sie arbeitete gezielt gegen die billigen, vergänglichen Freuden der Welt. Noch in meiner Studienzeit wäre es für mich ein größeres

Opfer gewesen, auf das sonntägliche Mitblasen im heimatlichen Posaunenchor zu verzichten, als ein Studentenfest in Tübingen dranzugeben. Unsere Großmutter hatte uns gelehrt, die Mitarbeit in der Kirchengemeinde als etwas Herrliches zu begreifen. Welche Feste konnte sie aus dem Schulferienbeginn, aus dem damals einzigen Eisessen im Sommer, aus dem großen Backfest im dörflichen Backhaus machen!

An Sommerabenden versammelte sich die ganze Sippe im alten Schulhaus Hülbens. Wenn dann bei den Männern das Gespräch auf die Politik kam und die Lage etwas gespannt zu werden drohte, rief die Großmutter: »Erzählt von den Siegen Jesu!« Dieser Ruf bewirkte, daß wir Büblein aufmerkten, daß die Frauen ihr Strickzeug zusammenpackten und nur noch lauschten, wenn Onkel Albrecht Eißler berichtete, wie es ihm gelungen war, einem französischen Kriegsgefangenen in seiner hoffnungslosen Lage beizustehen. Oder wenn Onkel Eugen Stöffler vom Ergehen der Evangelischen in Spanien erzählte und Onkel Johannes Busch davon, wie ein junger Mann aus Zweifeln schließlich zum Glauben an Jesus gefunden hatte. An solchen Abenden begriffen wir etwas von der Weite des Königreiches Jesu und auch von der Wahrheit des Bibelwortes: »Wenn ein Glied geehrt wird, so freuen sich alle Glieder mit.«

Großmutter Busch ging auch im bittersten Todesleiden bewußt der Herrlichkeit Gottes entgegen, die erst noch kommt. Als sie, vom Gesichtskrebs verheert, kaum mehr reden konnte, bezeugte sie es einer unserer Cousinen flüsternd: »Ich wand're meine

Straßen, die zu der Heimat führt, wo mich ohn' alle  
Maßen mein Vater trösten wird.«



## Ich will keine Wetterfahne sein!

Als ich gerade vier Jahre alt war, wurde ich von einer etwas älteren Nachbarstochter zur »Sonntagsschule« mitgenommen. Stadtmissionar Fritz Vogelgsang, ein genialer Meister des missionarischen Gemeindeaufbaus, versammelte Hunderte von Kindern dazu, nicht in kirchlichen Räumen, sondern bewußt in einem neutralen Saal; denn auch kirchlich ungebundenen Eltern sollte die »Schwellenangst« im Blick auf ihre Kinder genommen werden. Eines Sonntags gab Herr Vogelgsang als Wettbewerbsaufgabe mit, bis zum nächsten Mal eine Wetterfahne zu zeichnen und mit großen Buchstaben drunter zu schreiben: »Ich will keine Wetterfahne sein!« Vielleicht hat mich das mehr geprägt als manches geistreiche Gedankengebäude.

Aber wie das konkret aussehen kann, nicht als Wetterfahne sich nach jedem Lüftlein des Zeitgeistes zu drehen, das habe ich schon in Kindertagen bei meinen Eltern erlebt.

Im Dezember 1932, also wenige Wochen vor Hitlers »Machtergreifung«, hatte der Vater in einer amerikanischen Zeitschrift eine Stellungnahme veröffentlicht unter der Überschrift: »Warum ich Hitler ablehne«. In dem Beitrag ging es neben politischen und wirtschaftlichen Fragen hauptsächlich um die geistliche Erkenntnis: »Hinter der Begeisterung für

Hitler steht das alte menschliche Sehnen nach Selbsterlösung, nach einem Messias, der aus Steinen Brot macht. Armes Volk!«

Das nahm Vater nie zurück. Er ließ sich auch nie zum Eintritt in die Partei oder in eine der NS-Gliederungen bewegen. Die anstehende Berufung ins Beamtenverhältnis wurde gestoppt. Es folgten Strafversetzungen und Gehaltsrückstufungen. Gauleiter Murr persönlich forderte die Entlassung des Vaters aus dem Staatsdienst.

Eigentlich war es ein Wunder, daß Vater nicht ins Konzentrationslager kam. 1936, zu einem NS-Schulungslager für Lehrer nach Reutlingen einberufen, meldete er sich am dritten Tag zu Wort und erklärte: »Es ist unter meiner Würde, auf all die vielen Widersprüche einzugehen. Ich möchte nur die Versicherung abgeben, daß es auch heute noch Menschen gibt, die bereit sind, ihre Freiheit und Stellung zu opfern, weil es ihnen lieber ist, Ehre bei Gott zu haben als die Ehre bei Menschen.«

Im März 1938 leitete Vater die württembergische Laiendelegation, die nach der widerrechtlichen Verbringung von Pfarrer Martin Niemöller ins Konzentrationslager in Berliner Ministerien dagegen protestierte.

Am Morgen des 10. November 1938, also nach der Verwüstung jüdischer Gotteshäuser und Geschäfte, sagte er als Lehrer an der Höheren Handelsschule für Mädchen vor versammelter Klasse: »Was heute nacht geschehen ist, ist Unrecht!«

In einem von der politischen Polizei abgefangenen Brief riet Vater dem Evangelischen Gemeinde-

blatt in Württemberg, lieber das Erscheinen einzustellen, als befürwortende Artikel für die NSDAP aufzunehmen. Die Mutter, die konsequent das Widerstehen ihres Mannes mittrug, weigerte sich, das »Mutterkreuz« vom NS-Staat anzunehmen.

Erst 1946 wurde Vater nach Rückkehr aus französischer Kriegsgefangenschaft in das baden-württembergische Kultusministerium berufen. Von dort aus gestaltete er den Wiederaufbau und den Ausbau des Berufs- und Fachschulwesens. Daneben war er in den Stuttgarter Gemeinderat und in den württembergischen Landtag gewählt.

Es war der Wunsch unseres Vaters, daß ich seine Beerdigung halten sollte; denn im Sommer 1963 war er durch eine schwere Krebserkrankung ganz plötzlich aus seinem intensiven Wirken herausgerissen worden. Am Krankenbett diktierte er mir, was ihm im Leben wichtig gewesen war. Er hat seinen Widerstand und auch seinen Einsatz gerade im staatlichen Bereich als einen Auftrag von Jesus verstanden, nicht von Menschen. Leitwort war ihm sein Konfirmationspruch: »Du sollst erfahren, daß ich der Herr bin, an welchem nicht zuschanden werden, die auf mich harren!«

Mitten in den entehrenden Bedrängnissen des Hitlerstaates konnte er sagen: »Jesus hat mich zu einem freien Menschen gemacht; um mich herum sind so viele Kriecher!«

Von der Herausforderung, als Christ das Schulwesen und das freiheitliche Staatswesen der Nachkriegszeit mitgestalten zu können, war Vater geradezu fasziniert. Er konnte seinen Kindern sagen: »Es

ist ja schon recht, wenn ein paar von euch Pfarrer werden. Aber es braucht auch ganz normale Christen, die bereit sind, die uns von Gott anvertraute Welt mitzugestalten!« Denn das war bis ins Sterben hinein seine große Sorge, ob denn die uns nach der Hitlerdiktatur noch einmal geschenkte Periode der Freiheit recht genützt würde – auch zur Weitergabe des Evangeliums. Gerade durch Laien. Darum lud er bei seinen Schulleitertagungen jeden Morgen zu einer ökumenischen Andacht ein, die er selbst hielt. Auch Vater wollte keine Wetterfahne sein. Er wollte am Kompaß Jesus ausgerichtet sein. Andere wollte er dazu einladen, sich an diesem Kompaß auszurichten. »Denn ohne diese Ausrichtung«, so sagte er, »fallen doch die Menschen allen Irrtümern anheim.« Aber auch von der Faszination der Verantwortung für die Gesellschaft wollte Vater sich nicht gefangen nehmen lassen. Darum stand auf seinem Ministerialschreibtisch im Neuen Schloß die Spruchkarte, die ich ihm auf seinen Wunsch hin in großer Frakturschrift gemalt hatte: »Gib, daß mir in dem Weltgetümmel die Ewigkeit sei vorgestellt!«

Daß Jesus auch schöpfungsgemäße Prägungen von Menschen in seinen Dienst stellen kann, nahm unser Vater ernst. Als einmal daran herumgemäkelt wurde, daß der Gründer der württembergischen Bekenntnisgruppe doch ein etwas arg starrer Mensch sei, da sagte der Vater: »Im Dritten Reich haben nur Menschen, die auch etwas starrköpfig sind, sich nicht vom Zeitgeist mitreißen lassen; dazu gehörte auch er!«

In der Familie haben wir Vaters Durchsetzungswillen nur erlebt, wenn er für uns etwas Gutes tun

wollte. So wollte er mir als Sechsjährigem ein richtiges Fahrrad kaufen. Die Mutter sah mich schon im Geist in grausame Unfälle verstrickt. Aber der Vater setzte sich durch. Er setzte durch, daß wir vor der allgemeinen Evakuierung von kinderreichen Familien Stuttgarts nach Hülben zur Großmutter umzogen. Er setzte durch, daß wir fünf Brüder auch dann nicht aus dem traditionsreichen Eberhard-Ludwigs-Gymnasium ausschieden, wenn die Lehrer bei diesem oder jenem von uns meinten, er solle besser mit der Mittleren Reife abgehen. Vielmehr ermutigte er uns auch angesichts eines schwachen Zeugnisses: »Kopf hoch! Wer in der Schule Primus ist, tut sich meist im Leben schwer. Wer rechtzeitig gelernt hat, nicht aufzugeben, hat's später leichter!«

Nur einmal im Leben hat er im eigenen Interesse seinen Kopf durchgesetzt. Damals, als der junge Frankfurter Politologie-Student, aus Weilheim/Teck in Württemberg stammend, um die fast drei Jahre ältere Pfarrerstochter Maria Busch warb. Sie ließ ihn zwei Jahre lang warten. Aber er wies aus dem Statistischen Jahrbuch und sonstigen Schmökern nach, daß normalerweise gerade solche Ehen besonders haltbar seien, bei denen die Ehefrau älter ist als der Mann. Mutter spürte die sich darin verbergende große Liebe und sagte schließlich »ja«. Die Ehe war nicht ohne Spannungen. Aber Vater konnte nicht ohne seine Frau sein; ihre Nähe beflügelte ihn. Und Mutter, die nach dem frühen Sterben ihres Mannes dessen mit Rotstift und Randbemerkungen intensiv durchgearbeitete Bibel benutzte, schrieb auf eine Umschlagseite den Vers von Gerok: »Gehst du mir

von hinnen, so hab' ich gelebt, kann fröhlich nimmermehr werden.«

Vielleicht war Mutter noch mehr als Vater eine Kämpferin. Bei meiner Einschulung in die Grundschule war sie plötzlich nicht mehr an meiner Seite. Sie hatte sich weggeschlichen, um bei der Flaggenhissung und dem Lied »Die Fahne hoch« nicht die Hand zum Hitlergruß erheben zu müssen. Als sie nachher wieder da war und meine kleine Hand in ihre feine Hand nahm, sagte sie nur, wie erklärend: »Daß wir nie vor ihnen beugen Herz und Knie, auch nur zum Schein, sondern fest als deine Zeugen dasteh'n, wenn auch ganz allein!« Wie stolz waren wir auf unsere Mutter, als beim ersten schweren Fliegerangriff auf Stuttgart mitten ins Krachen und Bersten und das Angstgeschrei im von vielen Menschen gefüllten Luftschutzkeller hinein der Luftschutzwart rief: »Frau Scheffbuch, beten Sie mit uns!«

Mit Klugheit, aber auch mutig wie eine Löwin, trat sie für ihre Kinder ein, wenn ihnen in der Schule Ungerechtigkeit widerfahren war. In der Zeit der Hülbener Evakuierung lernte sie im Eigenstudium Latein, um mich darin zu fördern und um meinem Bruder Albrecht den Seiteneinstieg ins Humanistische Gymnasium möglich zu machen.

Als wir Kinder studierten, erhielten wir von der Mutter fast täglich Post. Oft war es nur eine Postkarte mit ein paar Sätzen. Etwa: »Heute war große Wäsche. Deine Hemden kommen mit dem nächsten Paket. Abends hielt Pfarrer Haug eine eindruckliche Bibelstunde: ›Seid stark im Herrn!‹ Auch Du kannst es sein. Deine M.« Das »M.« stand für »Mutter« und für

ihren Vornamen »Maria«. Die geistreiche, impulsive, sich immer bis zum letzten einsetzende Mutter hat im Alter oft darunter gelitten, daß sie bei der Erziehung der Kinder manches versäumt und falsch gemacht habe. Dabei sind wir ihr bis heute nur dankbar für alles, was sie uns war und was sie uns gegeben hat. Das letzte »M.« stand auf dem Zettel, den meine Brüder nach ihrem Sterben auf dem Schreibtisch voranden. Offenbar hatte sie unter heftigsten Schmerzen beim dritten Herzinfarkt noch mit letzter Kraft den Satz geschrieben: »Alle, alle meine Sünden hat SEIN Blut hinweggetan! Eure M.«

Ihr Leben lang hatte unsere Mutter alle Bitten um Übernahme von Aufgaben in der Kirchengemeinde abgelehnt. Sie wollte ganz für ihren Mann und für ihre Kinder dasein. Darüber hinaus wurde ihre Wohnung eine Anlaufstelle für einsame, angeschlagene und schwermütige Menschen. Sie redete nicht lange über so etwas wie die »diakonische Dimension des Christseins«. Sie praktizierte sie. Als Witwe zog sie dann nach Hülben ins Alte Schulhaus, in das Haus der Voreltern. Sie wurde dort eine geistliche Mutter für die »Stunde« und für die Kirchengemeinde. Für die Enkel in den wachsenden Kinderfamilien wurde Hülben so etwas wie der Vorgesmack des Himmels.

Bei einem der Stuttgarter »Gemeindetage unter dem Wort« konnte sie wegen körperlicher Schwachheit nicht dabeisein. Es war ein Gemeindetag, vor dem mir bange war, weil so vieles drunter und drüber ging. Aber die Freunde vom Hülbener Omnibus brachten mir eine Karte ans Podium, auf der nur stand:

»Es ist beim Herrn kein Unterschied, zu helfen unter vielen oder da keine Kraft ist. In großer Liebe denkt an Dich Deine M. (auf der Höhe des Hügels)«.

Darin sah sie lebenslang ihre Aufgabe: Wie Mose mit Aaron und Hur betend vor Gott einzutreten von »der Höhe des Hügels« für das ringende Volk Gottes.



## **Freut euch am Herrn; er ist nahe!**

Beim Singen halte ich es mit der Bibel: »... daß sie laut sängen mit Freuden!« »Laßt Gottes Ruhm weit erschallen!« Die Ulmer Gemeindeglieder sagten: »Man kann sogar durch die dicken Münstermauern hören, daß Sie im Gottesdienst sind!«

Das Singen bestimmte unseren Tageslauf schon im Elternhaus. Punkt 6.45 Uhr wurden die Fensterflügel in der Mansardenwohnung eines Stuttgarter Schulgebäudes geöffnet. Aus neun Kehlen erklang der Morgenchoral. Wer zu spät kam, fing einen durchdringenden Blick der Mutter auf. Sonst konnte sie auch so gütig, so ermutigend blicken. Sie hatte schon zuvor die Gesangbücher für jedes der sechs Kinder und für die Hausgäste aufgeschlagen. Es war eine Auszeichnung, am Klavier den Morgengesang begleiten zu dürfen. So weit mindestens sollte der Klavierunterricht bei uns Kindern führen, daß wir jede Choralmelodie frei und aus dem Stand harmonisieren könnten.

Dieser Morgenchoral war sogar mitten in der Hitlerzeit unsere »Straßenmission«. Jahrzehnte später sprach mich eine Schorndorfer Kirchgängerin darauf an. Dies Singen habe sie wieder nach langer Entfremdung näher zu der Gemeinde des Jesus gebracht. In der Nachbarschaft hätte man morgens keinen Wecker gebraucht. Wie manche andere hätte

auch sie bei diesem Singen die Fenster weit aufgemacht. Das sei wie ein Gruß aus einer anderen Welt gewesen.

Bei offenem Fenster wurde gesungen, wenn sich die zwanzig jungen Männer des Jugendmitarbeiterkreises in unserer beengten Wohnung zum Gebetsabend drängten. Die Fensterflügel waren zum Singen bei der Abendandacht geöffnet, sie war, besonders am Sonntag, die Sache des Vaters.

Gerade die Sonntage waren Singetage. Nach dem Essen setzte sich Vater ans Klavier. Die Woche über konnte er wegen seiner Arbeitsfülle selten bei der Familie sein. Aber am Sonntag gehörte der Vater seiner Familie. Während des Mittagessens ließ er uns teilhaben an dem, was ihn eine Woche lang beschäftigt hatte. Aber dann wurde gesungen. Rechts und links vom Vater bearbeiteten zwei Geschwister die Tasten. Mein Vater liebte sechshändiges Klavierspiel. Trompete und Geige stimmten in die Melodie ein. Und dann ging es los, angefangen mit den wunderbaren Chorälen. Von dort zu den sogenannten »Reichsliedern«, die aus der englisch-deutschen Erweckung der Jahrhundertwende stammten. Durch sie war unsere Großmutter Scheffbuch-Weisser im Remstal zum Glauben gekommen. So gehörten sie zum geistlichen Erbe des Vaters, das er auch uns lieb machte. Dann kamen einige der Lieder aus dem alt-pietistischen Hülbener Kullen-Erbstrom dran. Allen voran die Hiller-Lieder. Aber von dort wurde dann übergeleitet zu Volksliedern. Den Abschluß bildeten einige der natürlich englisch geschmetterten amerikanischen geistlichen Lieder, die den Vater bei

seinem USA-Besuchsprogramm 1949 beeindruckt hatten.

Seitdem kann ich viele dieser Lieder auswendig. Beim Auswendiglernen half die Mutter nach. Nein, wir »mußten« nicht! Aber es gab Belohnungen. In der hungrigen Nachkriegszeit köstliches Eismilchpulver oder Schokoladenriegel. Später 10-Mark-Scheine. Der Choral-Glaubensschatz der Gemeinde Jesu quer durch die Jahrhunderte hat mich sicher weit mehr geprägt als alle eindrucksvollen theologischen Werke.

»Hörst du den Vorsänger?« So fragte meine Mutter, als aus dem 1938 erworbenen riesigen Radiokasten ein Gottesdienst aus Zürich-Beromünster übertragen wurde (der Vater hatte trotz schmalen Einkommens das Qualitätsradio angeschafft, um nicht nur auf die nazistisch »gleichgeschalteten« Meldungen in Zeitung und Radio angewiesen zu sein). Sie erklärte mir dann: In den reformiert geprägten Gemeinden gibt es oft bewußt keine Orgel. Die Gesangs-Leitung übernimmt der Vorsänger. Er stimmt an. Er bestimmt das Tempo des Singens. Er hält die Melodie, wenn die Gemeinde in Gefahr kommt, zu »de-to-nieren«, also abzusinken. Es wurde mein geheimes Leitbild, ein Vorsänger zu sein. Meine Mutter hatte es mir vermittelt mit einer fast beiläufigen Bemerkung. Sie hat mich nie gedrängt, Pfarrer zu werden. Als Pfarrerstochter aus Elberfeld und Frankfurt wußte sie, daß Pfarrersein voll letzter Verantwortung ist. Aber sie betete dafür, daß ihre fünf Söhne und ihre Tochter Menschen würden, in denen Gottes Geist prägend Raum findet.

Eigentlich wollte ich immer so singen können wie der Evangelisten-Onkel Johannes Busch, der schon in der Morgenfrühe des Pfingsttages unter heftigster gekonnter Benutzung des Klaviers laut sang: »... denn der Geist der Gnaden hat sich eingeladen, machet ihm die Bahn!« Ich wollte singen können wie meine amerikanischen Mitstudenten, die voll gespannter Erwartung auf das Kommen Jesu jubelten: »All hail and power in Jesus' name!«

Darum sollten auch die Teilnehmer bei den Jugendtreffen und bei den »Gemeindetagen unter dem Wort«, die ich später mitverantworten durfte, weggehen mit einem »neuen« Lied, das mehr vermittelte als ein bißchen fromme Stimmung.

Das Singen soll und kann ein Vorgeschmack auf das Lob sein, das in Gottes neuer Welt erst richtig erklingen wird. Solch einen Vorgeschmack gaben die großen Ulmer Landesposaunentage. 1946 war ich als 15jähriger Bläser beim ersten Nachkriegsposaunentag dabei und seitdem alle zwei Jahre. Zum Teil durfte ich diese Posaunentage als Leiter des Württembergischen Jugendwerks (1965 – 1974) mitverantworten oder später als Festprediger dabeisein. Es ist ein Vorgeschmack des kommenden Jubels in Gottes neuer Welt, wenn zum Abschluß die zehn Glocken des Ulmer Münsters zusammenläuten. Es geht dann ein unvergleichliches Blitzen und Blinken über den Münsterplatz, wenn die Bläser zum Abschlußchoral ihre Instrumente ansetzen. Dann stimmen Zehntausende singend ein in den großen Choralsatz Johann Sebastian Bachs: »Gloria sei dir gesungen, mit Menschen- und mit Engelszungen, mit Harfen

und mit Zimbeln schön ... Wir stehn' im Chore der Engel hoch um deinen Thron ... Des jauchzen wir und singen dir das Halleluja für und für!«

Das Singen darf nicht für solche außerordentlichen Augenblicke reserviert bleiben. Mir war das Singen wichtig im Rahmen des Gemeindeaufbaus. Selbst unruhige Konfirmanden wurden brav wie Lämmer, wenn wir uns um den Schorndorfer Gemeindehausflügel sammelten, um ein Lied nach dem andern zu singen. Natürlich als »Wunschliedersingen«. Ich mußte dann wissen, daß »Es kommt ein Schiff geladen« gemeint war, wenn der Konfirmand als Wunsch gerufen hatte: »Ein Schiff wird kommen«! Auch zwischen den Früh- und Hauptgottesdiensten in Schorndorf und später in Ulm gab es solches Wunschliedersingen. »Offenes Singen« auf dem Kirchplatz leitete die »Schorndorfer Woche« ein; zuerst mit Volksliedern, aber dann überleitend zu geistlichen Liedern und dann zu einer Abendandacht. Singend haben wir mit Hunderten von Christen aus allen Kirchen auf dem Schorndorfer Marktplatz das alte Jahr verabschiedet und das neue Jahr begrüßt.

Lobgesänge zu Ehren des Jesus und geistliche Lieder sind elementare Lebensäußerung eines Christus-Menschen. Schon das alte Israel hat es gewußt: Gott wohnt auf dem Lob seines Volkes! Wir aber können voll Freude singen, weil der Jesus uns so nahe ist.

Nicht immer haben wir zu Hause nur fromme Lieder gesungen. Wir Brüder gerieten uns dann und wann heftig in die Haare. Schließlich ließ mich die Mutter ein Schild basteln, auf das ich malen mußte: »Pueri este laeti« (Knaben, seid auch fröhlich – und

damit auch friedlich)! Unübersehbar hing dieses Schild als ständige Erinnerung an der Wand des Kinderzimmers.

Aber wir haben auch nicht nur gestritten. Wir haben auch fantasievoll miteinander gespielt. Wenn mir manchmal später auf der Höhe des Lebens die Arbeit über den Kopf zu wachsen schien, dann erinnerte ich mich: An Regentagen wurde besonders gerne »Reisebüroles« gespielt. Sämtliche Kindertelefongeräte waren aufgeboten; Papas dicke Lexika-Folianten mußten die Stöße von Kursbüchern ersetzen. Schwierig war nur, daß eigentlich keines von uns Lust hatte, »Kunde« zu sein. Jedes wollte gerne hinter dem Tresen sitzen, um spielerisch an drei Telefonen zugleich imaginäre Gesprächspartner mit Auskünften zu versorgen; der »Kunde« wurde nebenher mit gekritzeltten Informationen versorgt. Offenbar hatte uns der Betrieb im Stuttgarter Reisebüro so beeindruckt, daß es für uns kein höheres Ziel gab, als etwas überbeschäftigt zu sein und dies dann auch noch mit Charme zu meistern.

Die Eltern haben uns mit viel Phantasie eine Kindheit voll Freude gestaltet. Aber der Kontrapunkt für das Singen in der Familie und für das ganze Leben war derselbe: »Die Freude am Herrn ist eure Stärke!«

## Wendepunkte

Der Glaube war bei mir durch die Eltern und Voreltern in der ganzen Scheffbuch-Weisserschen und Busch-Kullen'schen Großfamilie vorgebahnt. Durch sie war ich »auf den Geschmack gekommen«. Aber Glauben kann man nicht erben. Man kann ihn auch nicht selbst machen. Aber man kann Glauben »wollen«. Dazu war mir Mut gemacht worden.

Auch die Heimat in der überaus lebendigen Stuttgarter Johannesgemeinde mit ihren geistlich geprägten Aktivitäten gab Impulse: Die Kirchengemeinderäte – mein Vater gehörte fast dreißig Jahre dazu –, Handwerksmeister, Lehrer, Leute der Wirtschaft, waren alle im Dritten Reich unerschütterlich bei der »Bekennenden Kirche«. Die drei Pfarrer ergänzten einander mit ihren Gaben: Neben dem biblisch tief lotenden Kanzelredner der Seelsorger, neben dem Organisator der Freund der ehrenamtlichen Mitarbeiter. In der Johannesgemeinde ging mein Traum in Erfüllung, in der Gemeinde mitarbeiten zu können: als Tubabläser und Kindergottesdiensthelfer, als Opferzähler und als Jugendkreismitarbeiter, als Hilfsmesner bei den großen Abendmahlsfeiern.

Zu dem allem kam bereichernd die Evangelische Jugendarbeit. Jugendwart Gottlieb Schunter hatte bis 1943 noch sieben kleine Jungen zur Jung-

schar um sich gesammelt. Daß er nie aufgab! Aber Treue zahlt sich im Reiche Jesu aus. Aus den sieben ehemaligen Bürschlein sind heute Leute geworden, die Verantwortung im Werk des Jesus übernommen haben.

Im bitterkalten Winter 1945/46 sammelte Jugendpfarrer Kurt Hennig junge Menschen zu einer ersten Jugendevangelisation in der zerstörten Stuttgarter Innenstadt. Das war der Beginn einer überaus blühenden missionarischen Jugendarbeit. Von da an gab es jeden Winter großangelegte evangelistische Jugendwochen. Evangelisieren kann man nur aus der Praxis lernen, nicht aus Büchern. Unvergeßlich sind mir die nächtlichen Plakatklebaktionen und die Erfahrungen beim Einladungsgespräch auf dem gemeinsamen Pausenhof von drei Stuttgarter Gymnasien und auf der Königstraße. Schon solches Bekennen führt zu Klärungen. Unser Griechisch-Studienrat August Hammer sagte zu mir, als er mich während einer Klassenarbeit beim Abschreiben erwischte: »Scheffbuch, ich meinte immer, Sie wollten Christ sein!« Zwar halte ich Abschreiben in der Schule bis heute für keine Sünde, sondern eher für eine Art »Überlebenstraining«, aber für andere ist es befremdlich, wenn sie Spuren von Unehrlichkeit bei denen aufspüren, die zu Christus gehören wollen. Unvergeßlich waren in der Jugendarbeit die Schwarzwaldwanderungen, die Fahrradfreizeiten, die Bodenseelager, die Samstagabende in der von jungen Burschen prall gefüllten Baracke; schweizerische Christen hatten sie für zerstörte deutsche Städte gestiftet.



Ich war gern »dabei«. Ich war gern Glied der Kirche. Ich verstand mich als Mitglied der »jungen Gemeinde«. Ich wäre auch gerne Pfarrer geworden. Aber meine Schüchternheit und meine armseligen Schulnoten schienen das zu verhindern.

Da sorgte Jesus für den ersten wirklichen Wendepunkt in meinem Leben: im Sommer 1949. Das letzte Schuljahr vor dem Abitur lag vor mir wie ein unbezwingbares Bergmassiv. Dazu war die dringende Anfrage gekommen, die Leitung des Jugendkreises der Johannesgemeinde zu übernehmen. Woche um Woche kamen dort 120 vitale Burschen zusammen. 20 anspruchsvolle Mitarbeiter wollten mitbetreut sein. Nein, weder dies noch jenes konnte ich schaffen – gleich gar nicht beides zusammen!

Da wurde Onkel Johannes Busch, Bundeswart des Westdeutschen Jungmännerbundes, zum rettenden Engel Gottes. Er nahm mich kurzerhand mit auf das Bundeszeltlager nach Meinerzhagen im Sauerland.

Dort hat es dann hauptsächlich geregnet. Das Spruchband mit der Lagerlosung hing klatschnaß zwischen den Stangen am Lagereingang. Aber die Losung hatte es in sich. Sie durchzog alle Bibelarbeiten und Andachten: »Welch ein Herr, Welch ein Herr! Ihm zu dienen, Welch ein Stand!«

Nach dem Schlußabendmahl und der sich anschließenden Gebetsgemeinschaft stand es glasklar vor mir: »Wenn du wirklich mit diesem einmaligen Herrn rechnest und nicht jetzt wieder alles wie den Landregen an dir abtropfen läßt, dann mußt du ihm auch wirklich mehr zutrauen! Auch dies, daß du die

Verantwortung des Jugendkreises bewältigt und daß die Durststrecke in der Schule aufhört!«

Damals war es das erste Mal, daß ich wirklich im Vertrauen auf Jesus einen Schritt tat, eine Entscheidung traf. Damals fing ich an, richtig mit ihm zu leben.

Es wurde ein großartiges Jahr. Die Freude am Lernen brach auf, sogar in der Mathematik. Fast jede Jugendkreiszusammenkunft wurde ein Fest. Daß ich einmal mit Schüchternheit zu kämpfen gehabt hatte, vergaß ich fast zu sehr. Meine Freude an Jesus wuchs. Er kann Menschen wie mich persönlich an seine Hand nehmen. Er kann aus einem begeisterten Kirchenmitglied und aus einem einsatzbereiten Jugendmitarbeiter einen Menschen machen, der nicht nur »für die Kirche« lebt, sondern mit Jesus selbst.

Aber es kamen auch Einbrüche in die erste Begeisterung. Es war, wie wenn ein Schiff plötzlich durch einen Schuß vor den Bug gestoppt wird. Etwa als meine Großmutter Busch — sie konnte in ihrer Krankheit nur unter Schmerzen flüstern — die gefalteten Hände mir entgegenreckte und mich mit dieser Geste bat: »Bete doch mit mir, für mich!« Aber mir war die Kehle zugeschnürt.

Oder als Jugendwart Eugen Fuchslocher während einer der Stuttgarter Jugendwochen mich anrief: »Du, Rolf, im Stuttgarter Osten war gestern abend eine ganze Gruppe Halbstarker. Wir brauchen dort junge Christen, die sagen können, was ihnen Jesus bedeutet!« Aber ich erschrak, weil ich spürte: »Das kann ich doch nicht! Das wäre doch so etwas wie Hochstapelei!« Aber war denn nicht auch alle

Mitarbeit in Jugendgruppen, in der Kinderkirche, beim Posaunenblasen nichts anderes als Hochstapelei? Das trieb mich zum Tiefergraben, zum flehentlichen Gebet: »Herr Jesus, ich möchte doch dir echt gehören!«

Auch andere Menschen stellten mein Christsein in Frage. Besonders in der Studentenzeit. Ich hatte an der Kirchlichen Hochschule in Bethel angefangen. Dann habe ich hauptsächlich in Tübingen studiert. Meine Kommilitonen wußten, daß ich liberale Professoren mied. Ich holte mir statt dessen hilfreiche Kost bei den Professoren Michel, Thielicke und Köberle. Dazuhin war ich mit ganzem Herzen aktiv in der Verbindung »Föhrberg«, die von Karl Heim als »Tübinger Bibelkreis« gegründet worden war. Aber ich war auch immer mit von der Partie, wo ein Studentenstreich ausgeheckt wurde. Es war kein Wunder, daß die Mit-Stiftler sagten: »Der Scheffbuch tut bloß immer so fromm; aber der hat's faustdick hinter den Ohren! Was wir von dem alles wissen! Uns kann er nichts vormachen, als ob er etwas besonders Frommes sei!« Dies Gerede verfolgte mich von da an. Es beschwerte mich.

Kirchenrat Karl Gutbrod wurde mir dann gerade in dieser Sache zum Seelsorger. Er sagte: »Lebst du eigentlich, was du als evangelischer Pfarrer predigen willst? Du verkündigst doch hoffentlich nicht, daß wir von Jesus angenommen werden, weil wir in Ordnung sind, sondern daß Jesus sich um uns kümmert, gerade weil vieles bei uns daneben ist. Deine Kritiker wissen doch noch nicht einmal ein Zehntel von dem, was Gott an dir auszusetzen hat. Brauchst

du denn wirklich den Gott, der Sünder gerecht macht?«

Damals fing es mit der Umbewertung in meinem Kopf an: Nicht das ist wichtig, was ich für Jesus tue, sondern vielmehr das, was er für mich und an mir tut! Nicht das ist wichtig, daß ich für Jesus und für seine Sache lebe, sondern daß er für mich lebt. Das ist das größte Wunder, daß er mich nicht wegschleudert von sich, wie man Kot von beschmutzten Fingern wegschnipst, sondern daß er sich um mich annimmt, gerade weil ich ihn als Arzt brauche, als Helfer.

Bewähren tat sich das in einer dunklen Winter-  
nacht 1962 in Ulm. Damals schien mein persönliches Glück unüberbietbar zu sein. Nach den mich bis heute prägenden Eindrücken in lebendigen Gemeinden und Kirchen der USA, nach drei hochinformativen Jahren im bischöflichen Vorzimmer an der Seite des seelsorgerlichen Landesbischofs, Haug war ich Pfarrer am Ulmer Münster geworden.

Eine junge Familie, eine erwartungsvolle Gemeinde, die herrliche Ulmer Kathedrale, die aktive Mitarbeiterschar – »Herz, was begehrst du mehr?«

In jener nächtlichen Stunde im Alten Friedhof, unserer Pfarrwohnung benachbart, prägte ich mir wie sonst auch oft die sonntägliche Predigt nochmal ein. Es ging in ihr um das Thema »Sündenvergebung«. Ich wollte der Gemeinde sagen, daß man Jesus auch bitten darf: »Herr, zeige mir meine verborgene Sünde! Sag mir, wie du über mich denkst!«

Als ich beim Memorieren an dieser Stelle war, da traf mich der Anruf des Jesus, auch wenn es nur wie ein kurzer Gedankenblitz war: »Wie ist es denn

mit dir, mit dir selbst? Solltest du nicht zuerst selbst dies Gebet sprechen?« Aber sicher! So betete ich in das nächtliche Dunkel hinein: »Herr, sag' mir, worüber du bei mir traurig bist!«

Da war es, wie wenn ein Damm brechen würde, der bisher ein Becken mit giftigem Schlamm abgedichtet hatte. Was da herauskam! An gar nicht bewußten Gemeinheiten, Unterlassungen, Gehässigkeiten, Lügen, Unredlichkeiten. Ich sah Menschen vor mir, die ich – angefangen von meinen Klassenkameraden im Gymnasium – vom Glauben an Jesus abgehalten hatte. Sogar das, daß ich durch meine Nachlässigkeit mit daran schuld war, daß ein Mensch im abgrundtiefen Alleinsein sich das Leben genommen hatte.

Ich konnte nur immer wieder sagen: »Herr Jesus, laß doch auch dafür dein Sterben am Kreuz gut sein!« Bis ins Körperliche hinein habe ich dann erfahren, wie befreiend und entlastend die Vergebung des Jesus ist – noch viel befreiender, als wenn man nach einer beschwerlichen Bergwanderung schließlich den schweren Rucksack ablegt. Jesus schafft Klarheit. Er wirkt Ehrlichkeit. Er macht uns demütig. Er läßt uns erschrocken werden über uns selbst. Damit er uns durch seine Vergebung erhöhen kann.

Noch jahrelang mußte Jesus einen Weg mit mir gehen, bis ich endlich begriff: Wenn Jesus vergibt, dann muß das ganz konkrete Folgen haben auch für mein Vergebenkönnen. Jesus möchte mich doch auch frei machen von den bitteren Gedanken an das, was andere mir angetan haben! Ich muß doch sogar

solche Menschen, die mir feindlich begegneten, im Gebet vor Gott bringen können mit der Bitte: »Herr, segne sie!«

Vor allem aber: Ich kann, ich muß sogar Menschen anbetteln, denen ich weh getan hatte, daß sie mir vergeben. Es war schlimm, daß einige von den Menschen schon verstorben waren, die ich eigentlich so hätte um Bereinigung bitten sollen.

Es gehört zum Wirken von Jesus, daß er uns immer neue Bereiche und Felder unseres Lebens entdecken läßt, die wir ihn bisher noch nie haben ordnen lassen. Zu leicht schotten wir so viele von ihnen gegen Jesus ab.

Der Stuttgarter »Gemeindetag unter dem Wort« 1982 schien wohlvorbereitet. Damals war auch ich einer der Mitverantwortlichen. Mein Bruder riet mir: »Du mußt jetzt einfach ein paar Tage in die Stille!« Herrlich, die Pause in jenen Frühsommertagen! Im sonnenüberstrahlten Schorndorfer Dekanatsgarten las ich viel in Büchern geistlicher Väter, vor allem auch in der Bibel.

Darüber sprang mich die Frage an: »Wer bist denn du, daß du die Gemeinde Jesu anpredigen willst? Dein Glaube, deine Verbundenheit mit Jesus sind doch routinemäßig erstarrt! Du ersetzt deine Beziehung zu Jesus durch christliche G'schaftelhuberei!«

Im Erschrecken über diese Diagnose war es zuerst ein Wort des großen englischen Evangelisten Charles Hadden Spurgeon, mit dem ich mich trösten wollte: »Auch wenn dein Glaube so dünn ist wie ein Telefondraht, dann soll dich jeder Telefondraht, den

du siehst, trösten: selbst durch dies dünne Kabel kann eine vollgültige Verbindung hergestellt werden!«

Aber auch dieser Trost wurde mir zerpfückt. Stimmt denn der Vergleich mit dem Kabel? In meinem Glauben ist doch keine Kontinuität. Da sind doch höchstens hier und dort ein paar mehr zufällige Tröpfchen von Glaubens-»Kupfer«. Aber es ist keine echte Verbindung da!

Die Wende brachte ein Wort aus dem Paulusbrief an die Römer. Es war mir, als wäre dies Wort für mich persönlich geschrieben worden: »Gott macht Gottlose gerecht!« Also auch Gottlose, bei denen das Lauschen auf Gottes Wort warten muß, weil jedes noch so nebensächliche Formular, jede Zeitschrift wichtiger zu sein scheint, weil jeder Telefonanruf vorrangiger ist als das Sprechen mit Jesus. Solche Gottlose macht Gott recht, die ihn behandeln wie eine Wüste, die man besser umgeht. Gott macht auch mich Gottlosen gerecht!

Zum Wirken von Jesus gehörte es, daß er mir über dem allem die biblischen Gestalten immer vertrauter machte. In der Bibel werden ja keine merkwürdigen Gedankengänge gehäkelt. Sondern da wird von Menschen aus Fleisch und Blut berichtet. Etwa von dem Petrus, der begriff: »Ich passe doch gar nicht zu Jesus!« Aber Jesus sagte zu ihm: »Ich will etwas aus dir machen!« Drei Jahre brauchte er danach noch, bis es ihm aufging, daß er gar nicht fähig war, in göttlichen Bahnen zu denken, sondern in rein menschlichen Koordinatensystemen. Drei Jahre waren bei Petrus nötig, bis er sich sagen ließ, daß der Teufel ihn »haben will«, gerade weil er »Weizen« und

nicht »Spreu« war. Petrus und Thomas samt Levi und Paulus erzählen in der Bibel nicht davon, daß sie besonders Tüchtige oder für Jesus besonders Prädestinierte gewesen seien. Sondern die biblischen Berichte lassen uns davon wissen, was Jesus aus schwachen, aus versuchlichen, aus immer wieder mißverstehenden Menschen gemacht hat.

Der schwäbische Liederdichter Hiller hat einmal gesagt, es sei »Gottes Macht« gewesen, die ihn bekehrt habe. Sie habe Glauben in ihm geschaffen. Auf diese bekehrende Macht Gottes bin ich bis heute angewiesen. Nur Jesus selbst kann dafür sorgen, daß ich im Glauben bleibe und im Glauben an neue Wendemarken geführt werde. Ich kann meinen Glauben nicht gründen auf mein Wollen, auf meine Entschlüsse, auf meine Erfahrungen, auf frühere Wendepunkte. Nur Jesus, der »Stärkere« (mir scheint dies sein großartigster Würdetitel zu sein), kann dafür sorgen, daß der »böse Feind keine Macht an mir findet«. Nur Jesus kann mich bewahren in Situationen, da ich für mich selbst nicht die Hand ins Feuer legen kann.

Im Sommer 1992 war ich mit letzter Kraft aus dem Mietwagen in das kalifornische Hospital gewankt. Schon beim Flug hinüber in die USA hatten mich erste Fieberschauer einer Blutvergiftung durchgeschüttelt. Aber nun lag ich körperlich und seelisch am Ende im ungewohnten Krankenhausbett. Der behandelnde Arzt sprach davon, daß man vermutlich umgehend mein Bein abnehmen müsse. Dabei hatte ich mich auf eine evangelistische Arbeitstagung mit Freunden aus der ganzen Welt gefreut.



Nicht nur den Schmerzen und der Angst war ich ausgeliefert. Was mich plagte, war die Furcht: »Hat Gott mich fallengelassen? Habe ich es denn nicht verdient, daß Gott mich lahmlegt? Habe ich Gott nicht behandelt, wie ich keinen Schraubenzieher behandeln würde; denn wenn ich den gebraucht hatte, dann hatte ich ihn sorgsam wieder zurückgelegt in den Werkzeugkasten. Wie oft aber habe ich Gott »benützt« und ihn dann nachher wieder fallengelassen, wie ich es mit keinem Werkzeug tun würde!«

All das schoß mir durch den Kopf. Durch mein Herz! Aber dann kam durch die Tür der Intensivstation ein katholischer Geistlicher, an seiner Kleidung war er als solcher erkennbar. Er stellte sich vor und legte mir die Hand auf die Stirn. Er fragte nicht nach meinem Ergehen, sondern sprach nur langsam: »Unser Vater in dem Himmel ... dein Wille geschehe ... vergib uns unsere Schuld ... erlöse uns von dem Bösen.«

Bis heute kann ich es nicht recht mit Worten beschreiben, was bei diesem Gebet geschah. Aus dem Abgrund der Furcht war ich herausgerissen und auf festen Grund gestellt worden. Mehr noch, ich wußte mich von diesem Gebet an eingehüllt in die tröstliche Nähe Gottes. Gerade weil er ein Gott ist, der Schuld vergeben will und vergeben kann: gerade weil er uns erlösen kann vom Teufel. Diesem Bösen hätte ich rechtmäßig gehören müssen, der mir vorgegaukelt hatte, zwischen Gott und mir sei doch alles okay.

Es gibt in meinem Leben viel, vor dem ich panisch Angst habe. Ich habe Angst, einmal so senil zu werden wie mein geliebter und einst so geistreicher

Großvater Scheffbuch. Ich habe Angst um die Zukunft der Volkskirche. Ich habe Angst um die Zukunft der heranwachsenden Generation. Was für eine vergiftete Welt und welch eine tief verschuldete Nation hinterlassen wir ihr!

Aber noch größer ist meine Angst, der Teufel könnte los sein: nicht nur in den Krisenherden der Weltpolitik, sondern auch in meiner Wohnung, in meinem Herzen.

Aber meine größte Angst ist, daß Jesus über mir und über der Christenheit in Deutschland sagen könnte, was er einst weinend über seinem geliebten Jerusalem sagen mußte: »Ich habe euch versammeln wollen wie eine Glucke ihre Küchlein versammelt unter ihre Flügel; aber ihr habt nicht gewollt!« Das ist keine primitive »Heiden«-Angst. Das muß die heilige Furcht derer sein, die wissen, wie ernst es Jesus mit seiner Einladung ist.

Ich bin gespannt darauf, welche Wendepunkte Jesus in meinem Leben noch schaffen wird. Schon bei meiner Examenspredigt in Tübingen wurde mir 1955 das Pauluswort wichtig: »Nicht, daß ich's schon ergriffen habe oder vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich's wohl ergreifen könnte, weil ich von Christus Jesus ergriffen bin.«

Bei einem Heilsarmee-Fest in Ulm wollte ich als Vertreter der Kirche dabei sein. Als Redner war der australisch-schweizerische Generaloberst Cachelin angekündigt. Es wurde dann eine sehr merkwürdige Festversammlung. Sechs Posaunenbläser waren da, drei Offiziere, zwei Frauen, zwei Nichtseßhafte und ich. Liebevoll legte Bruder Cachelin das Wort aus:

»Der Gott des Friedens heilige dich durch und durch!« Bis heute habe ich's im Ohr, dies etwas mit fremdem Dialekt gesprochene »duuch und duuch«. »Lieber Bruder, duuch und duuch!« Dabei schaute Oberst Cachelin gar nicht die Obdachlosen an, sondern mich.

Jesus lebt. Er ist am Arbeiten. Auch bei mir. Einmal wird er alles neu machen. Aber schon jetzt ist er dabei, bei seinen Leuten mit diesem Neuschaffen anzufangen. Ich habe es erlebt. Es gibt keinen, der dies nicht auch erfahren kann.

## Jesus ist so nahe

Bischof Festo Kivengere war Festredner beim Stuttgarter Gemeindetag 1975. Er kam direkt aus dem kriegsgeschüttelten Uganda. Ich holte ihn am Frankfurter Flughafen ab. Trotz des zurückliegenden Nachtfluges wirkte er überhaupt nicht müde. Die Eindrücke sprudelten nur so aus ihm heraus. Es war so spannend, daß ich erst kurz vor Würzburg merkte: Ich habe ja die Autobahn nach Stuttgart verpaßt!

Unter anderem erzählte er: »Die Gemeindeglieder meiner anglikanischen Diözese im Hochland von Kigezi sind aus ihren Dörfern geflüchtet, aus Angst vor den marodierenden Soldaten. Sie leben im Busch. Mitten in der Kälte der Regenzeit im Hochland. Ich wollte sie besuchen. Mit dem Land-Rover fuhr ich die schmalen Buschpfade entlang. Mit dem Handlautsprecher rief ich hinein in den Busch: ›Ich bin Festo, euer Bischof! Kommt!‹ Da sind sie einzeln und in Grüppchen aus dem Dickicht hervorgekommen. Sie haben gezittert vor Kälte, Nässe und Hunger. Aber ihre Augen haben gestrahlt – ›because the Lord is so close!‹ (weil der Herr so nahe ist).«

Festo Kivengere galt weltweit als der Repräsentant der Ostafrikanischen Erweckungsbewegung. Typisch für diesen geistlichen Aufbruch in Uganda, Kenia, Tanzania, Ruanda und Burundi ist das Sich-

Vergeben-lassen und das Einander-Vergeben-können. Aber auch dies: Keiner darf in der Gemeindeversammlung reden, der nicht zuerst davon berichten kann, wie er in den zurückliegenden Tagen die Nähe des Jesus erlebt hat. Das ist sozusagen das »Beglaubigungsschreiben«, wenn anschaulich davon berichtet werden kann, wie Gott ein Bibelwort mahnend oder tröstend zugeteilt hatte, welche Bewahrung Jesus geschenkt, wie Jesus das Gewissen geweckt, welche Spannung Jesus überwunden hatte. Danach steht die ganze Gemeinde auf und stimmt, mit den Händen winkend, das »Tukutendereza Iesu« an (Ehre und Preis sei dem Lamm Jesus).

In diesem Sinn soll auch all das, was ich hier berichte, verstanden werden.

Als Theologiestudent mußte ich mich 1950 einer kleinen Operation unterziehen. Ich hatte nicht gewußt, daß es zur Öffnung eines Abszesses einer Vollnarkose bedarf. Die war damals umständlicher als heute. Man bekam noch halbwach mit, wie die Stimmen des Operateurs und der Schwestern von immer weiter weg zu kommen schienen und daß man selbst versank wie in Nebelschwaden. Beten konnte ich nicht mehr. Aber in meinem Kopf war nur noch der Ruf »Jesus«. Als ich nach zwei Stunden geweckt wurde, geschah das ziemlich unsanft. Aber unvergeßlich bleibt mir, daß ich ins Bewußtsein auftauchte in einem Gefühl unaussprechlicher, unbeschreibbarer Jesusnähe. Es ist mein Wunsch, daß ich einmal so sterben kann. Geborgen in Jesus-Nähe! Denn er will ja ganz besonders denen nahe sein, die zerbrochenen Herzens sind.

Im Spätsommer 1956 schipperte ich zusammen mit drei deutschen Vikaren auf der »Italia« aus den USA der Heimat zu. In Amerika hat es uns alle beeindruckt, wie normal und selbstverständlich dort Christen ihren Glauben bezeugen. Darum beschlossen wir noch vor dem Ablegen in Manhattan, jeden Tag auf dem großen Schiff Andachten anzubieten. Schließlich hatten wir den etwas zurückhaltenden Touristenoffizier (»Meine Herren, wir sind doch Protestanten! Wir brauchen noch nicht täglich eine Messe!«) herumgekriegt, daß er uns nach dem zweiten Frühstück den Rauchsalon erster Klasse für Andachten zur Verfügung stellte. Aber wir hatten eben auch in den USA gelernt, daß wir Theologen den Laien mehr zutrauen sollen. Sie nur »Schriftlesung« halten zu lassen, ist deklassierend. So schwärmten wir aus, um auf dem Schiff unter den etwa sechshundert Passagieren nach »Christen« zu suchen. Ausgemacht hatten wir, uns nach dreißig Minuten wieder zu treffen. Aber schon nach zwanzig Minuten war es so etwas wie ein kleiner »Gemeindetag« in einer Ecke des Lesesaales. Eine Biologiestudentin aus Bremen, ein Lehrer und Prädikant aus Bayern, eine Hausfrau aus dem Hessischen, ein christlicher Pfadfinder aus Berlin und viele andere. Wie hatten wir sie eigentlich entdeckt? Nicht gebückt über ein Neues Testament. Nicht identifizierbar an etwas antiquierter Kleidung oder an einem bigotten Gesichtsausdruck. O nein! Bis heute kann ich es nicht erklären, woran wir eigentlich gemerkt hatten, daß dieser und jene ein Christ sein könnten. Aber es ist einfach so, daß Christen einander auffallen. Eigentlich kann man sie gar

nicht übersehen. Man soll sie auch nicht übersehen können. In einer dünnen Jahreszeit fallen Bäume auf, die in vollem Saft stehen; so fallen auch Menschen auf, die gespeist sind vom lebendigen Wasser, das Jesus gibt.

Die Nähe des Jesus ist ein Adel, den er uns gewährt. Es ist darum eine »verkehrte Welt«, zu meinen, wir könnten die etwas verachtete Sache des Jesus durch unser Auftreten und durch unser Wirken etwas aufwerten. Ich habe es in den USA mitbekommen, wie eine strategisch gutgeplante, mit Tonnen besten Verteilmaterials vorbereitete »Evangelisation« letztlich ein großer Fehlschlag wurde. Sie stand unter dem Motto: »Let's see, what we Lutherans can do« (Laßt uns zeigen, was wir Lutheraner auf die Beine stellen können)! Darum bin ich froh, daß unsere ProChrist-Evangelisationen seit 1993 schon mit dem Namen deutlich machen: Es geht uns um weit mehr als eben um Kirche oder gar um christliche Sympathiewerbung. Nicht uns, sondern dem Namen des Jesus gebührt Aufmerksamkeit!

✕ »Christus in uns«. Das sei die Hoffnung der Herrlichkeit. So hat es Paulus gesagt. Wie sich das auswirken kann, erlebte ich in einem Schwarzwaldstädtchen. Ich schlenderte mitten unter den flanierenden Kurgästen. Plötzlich sprach mich jemand von hinten an: »Sie sind doch Christ; da, nehmen Sie diesen Brief!« Und schon war der Überbringer wieder weg. In dem Brief war eine große Belastung geschildert. Eine unheilvolle Verstrickung. Aus dem kurzen Vorfall entwickelte sich eine lange Seelsorgebeziehung. Dabei fragte ich einmal: »Wie sind Sie eigent-

lich darauf gekommen, mich als einen Christen anzusprechen? Sie kannten mich doch gar nicht. Ich hatte auch keinen schwarzen Anzug an.« Mit großen Augen sah mich mein Gegenüber erstaunt an: »Das sieht man doch einem Menschen auf zehn Meter Entfernung an«, so war die Antwort, »ob er an dem Tag den ›Namen‹ angerufen hat.« Gemeint war der Name »Jesus«. Damals konnte dieser gejagte Mensch diesen Namen noch nicht aussprechen. Aber mir wurde bewußt: wer den Namen Jesus anruft, der ist hineingenommen in mehr Gottesnähe, als er selbst ahnt und spürt.

»Hat er's Ihne g'sagt?« So fragte mich unser Schorndorfer Altmesner, als er mir die Haustüre seiner Witwerwohnung öffnete. Aber bevor ich zurückfragen konnte, wer mir denn was gesagt haben sollte, sagte der früher als »Remstal-Nurmi« bekannte Sportler: »Heut' morgen hat mir d' Ärztin g'sagt, daß i Krebs han. I muß glei ins Krankahaus. 'S Operiera wird ja koin Wert me han. Aber i muß g'horcha. Aber i hätt no gern 's Abendmahl. Do han i oifach em Herr Jesus g'sagt: ›Schick mr doch da Scheffbuch!‹« Jetzt wußte ich, warum ich an jenem Morgen gar nicht anders gekonnt hatte, als im Gegensatz zu all meinen andern Plänen bei dem lieben Gemeinschaftsbruder hereinzusehen. Wir haben dann in der Küche, als der Krankenwagen schon vor der Haustür vorfuhr, ein unvergeßliches Mahl in der Gegenwart des Herrn Jesus gefeiert. Mir sind dabei Tränen die Wangen heruntergelaufen. Aber der Schwerkranke sagte: »Net heula! Bei mir soll jetzt gelten: ›Habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, du würdest die Herrlichkeit Gottes sehen!‹«



In Schorndorf haben wir auch von der Kirchengemeinde aus zwei Jahre lang ein schwerkrankes Gemeindeglied seelsorgerlich begleitet. Wie lebte die Kriegerwitwe auf, die so viel Schweres durchgemacht hatte, als sie in einer christlichen Lebensgemeinschaft Bergung fand! Aber dann schlug die Krankheit noch einmal zu. Der morsche Oberschenkelknochen brach. Vor dem letzten Versuch einer Operation sagte die Sterbende: »Ich habe es Ihnen ja schon manchmal gesagt, wie ich gerade vor diesem Augenblick Angst hatte, wenn es offenkundig zu Ende geht. Bisher habe ich's immer als etwas überspannt angesehen, wenn Christen davon sprachen, daß Jesus sie auch in schweren Situationen tragen kann. Aber jetzt erlebe ich's. Ich finde gar keine anderen Worte dafür. Er trägt mich – in jedem Augenblick! Es ist, wie wenn alle Bibelworte, die ich je gehört habe, alle Gesangbuchverse, die mir gar nicht mehr bewußt waren, zusammenklingen und mich wie in einen schützenden Mantel hineinnehmen würden. Auch wenn ich allein in meinem kahlen Krankenzimmer bin, spüre ich es fast greifbar: Jesus ist da!«

»Laß dein' Allgegenwart mich wie die Luft umgeben!« Das war der Gebetsvers, der daheim bei der allmorgendlichen Andacht einem meiner Brüder zugeteilt war. Viel konnte ich mir nicht drunter vorstellen. Aber bei der Weltkirchenkonferenz 1975 in Nairobi bekam ich dazu Anschauungsunterricht. Wenn ich als Delegierter von meinem in die deutsche Delegation eingezwängten Notsitz aus mit den Augen nach den Brüdern und Freunden mitten im Gewühl der Tausende suchte, dann mußte ich nicht lange

fahnden. Es ist nun einmal etwas Besonderes um Menschen, die in der Nähe des Jesus leben. Es ist zwar keine sichtbare Aura. Aber es ist wie ein Wiedererkennen derer, die in Jesus zusammengehören.

1980, vor dem Abflug nach Thailand, zur Tagung des Lausanner Komitees, rief ich noch Angehörige an. Zuletzt meine schon damals schwer herzkrankte Mutter. Als ich zwölf Tage später wieder zurückkam, war sie in der Nacht zuvor gestorben. Um so wertvoller wurde mir der Kalenderzettel, den sie mir zur Reise als Gruß geschickt hatte. Auf ihm wurde vom mährischen Zimmermann Christian David berichtet, der die Flüchtlingskolonie Herrnhut gegründet hatte. Danach war er als einsamer Evangelist unterwegs in aller Welt – von Livland bis nach Grönland und Nordamerika. Auf dem Neukirchner Kalenderzettel wurde der Vers zitiert: »Muß ich die Welt durchgehen, wenn du mit Deinen Nähen mir nur stets tröstlich bist, so will ich dich bekennen und stets den Namen nennen, der mir der liebste Name ist.« Jesus will uns nahe sein, auf Rufnähe und auf Hörweite, wo auch immer wir sind.

Jesus kann auch im Fernsehstudio nahe sein. Auf das Glatteis hatte ich mich 1985 begeben. Zugesagt hatte ich, bei einem Podiumsgespräch im »Nachtcafé« mitzuwirken. Aber nach den ersten Runden kam ich mir vor wie der »Buhmann vom Dienst«. Meine Wortmeldungen wurden geflissentlich übersehen. Da betete ich in der Stille: »Herr Jesus, gib mir doch nur noch einmal eine Chance; ich möchte nichts als ein Wort von dir weitergeben!« Und schon sagte der Moderator lächelnd: »Wir müssen zum Ende

kommen. Vielleicht haben Sie, Herr Scheffbuch, ein passendes Psalmwort.« Zuerst schoß es mir durch den Kopf, aus menschlicher Emotion geboren: »Die Toren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott!« Aber dann war da das andere Wort, als Antwort auf das Gebet zu Jesus. Es war das Wort: »Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns — auch in der Christenheit von heute — getroffen haben.«

1992 tagte in Budapest eine Versammlung christlicher Leiter aus aller Welt. Die Lausanner Bewegung für Weltevangelisation hatte dazu eingeladen. Zum ersten Mal konnten die Osteuropäer mit dabei sein. Sie berichteten davon, was der lebendige Christus trotz aller Bedrückung seiner Leute in all den Jahrzehnten gewirkt hatte. Dabei wurde mir das Herz schwer. Ich dachte an die Armseligkeit so mancher deutscher Kirchengemeinden. Auch an die Schwierigkeiten unserer Volkskirche. Mir fiel das fast sarkastische Wort ein: »Die Kirche in Deutschland macht Harakiri (japanische Form des Freitodes für das Vaterland, indem der Bauch aufgeschlitzt wird); aber es tut ihr nicht weh, weil sie schon längst keinen Leib mehr hat.« Die Sorge um meine Kirche drückte mich fast in den Boden hinein. Offenbar sah man mir's an. Denn es legte sich tröstlich ein Arm um meine Schulter. Es war der indische Veterinärarzt Dr. Sam Kamalesan, Vizepräsident des weltweiten Hilfswerkes »World Vision«. Er sagte nur: »Ralph, Jesus is alive. I know it. And you also can get to know it« (Rolf, Jesus lebt. Ich weiß es. Und du kannst es auch erfahren)! Das war mehr als ein menschlicher Trost. Jesus selbst

holte mich aus Abgründen der Verzweiflung heraus.  
Sam benutzte er dazu.

## Jesus tut Wunder

»Haben Sie schon einmal ein Wunder erlebt?« So fragte mich 1960 ein kecker Achtklässler der Ulmer Spitalhofschule. »Aber natürlich!« Während ich so antwortete, schoß es mir durch den Kopf: Soll ich erzählen, wie ich im April 1945 von einer ganzen Rotte amerikanischer Jagdbomber im Tiefflug beschossen wurde und doch heil blieb? Soll ich davon berichten, wie meine heißgelaufene Fahrrad-Rücktrittbremse bei der Schußfahrt die Stuttgarter »Alte Weinsteige« hinunter blockierte und ich, an der entgegenkommenden Zahnradbahn vorbei, über die Straße schleuderte und doch keinen Knochen brach? Vielleicht hätte ich auch davon erzählen sollen. Aber ich sagte: »Ich erlebe jedes Wochenende ein Wunder. Nämlich bei der Vorbereitung der Predigt. Denn so viel Grips habe ich noch, daß ich ohne Schwierigkeiten ein frommes Aufsätzlein fabrizieren kann. Aber dann spüre ich immer die Frage, ob es aber wirklich das ist, was der lebendige Jesus gesagt haben will. Dann bete ich darum, daß Jesus mir sein Wort und das Wort seiner Apostel und Propheten so aufschließt, daß ich erkenne, was für mich selbst und auch für die Gemeindeglieder wichtig ist. So wichtig, daß es Jesus ausgerichtet haben will. Meist zerreiße ich mein schon fertiges Manuskript wieder. Ich staune, was sich dann aus dem kleinen Bibelab-

schnitt erschließt. Oft komme ich kaum nach beim Tippen der Gedanken in meine Schreibmaschine. Es ist ähnlich wie damals, als bei Emmaus der auferstandene Jesus seinen verzagten Freunden die Bibel erschloß und sie bekannten, daß ihre Herzen zu brennen anfangen. Ohne dies Wunder könnte ich sonntags nicht mit gutem Gewissen auf die Kanzel steigen.« Ob die Burschen das verstanden haben, weiß ich nicht. Aber von diesem Wunder lebe ich bis heute, daß der lebendige Jesus die alten Worte seiner Boten wie eine Membrane dazu benutzt, um zu mir heute zu reden.

Bewahrung durch Jesus habe ich erlebt, als ich 1969 während des nigerianischen Bürgerkrieges auf dem Flugplatz den eben eintreffenden Staatschef General Gowon fotografierte. Im Nu war ich umzingelt von etwa zehn martialischen Kriegern mit ihren Maschinenpistolen. »Kill him!« schrie einer. Es ist ein unvergeßliches Gefühl, den kalten Lauf einer durchgeladenen Pistole im Genick zu spüren. Daß ich da noch einmal herauskam! Ein Wunder war es.

Ein Wunder war's auch dort bei Bad Urach. Im Januar 1971, ich kam von einer Jugendwerksbibelstunde, drängte mich in einer gefährlichen Kurve ein anderes Auto von der Straße ab. Ich trat voll auf die Bremsen. Aber auf dem Schneematsch griffen die Spikes meiner Reifen nicht. Mein Wagen schliff über die Straße hinaus eine Böschung hinauf, stieg wie eine Boeing, durchbrach einen Lattenzaun, raste zwischen zwei Pappeln durch und senkte sich dann in den dunklen Abgrund. In mir schrie es nur noch: »Jesus!« Aber da war das Auto schon ins Wasser ein-

getaucht. An der einzigen Stelle, wo die harmlose Erms zu einem Stauseelein aufgefangen ist. Als ich schließlich die Wagentür aufbekommen hatte und aus dem eiskalten Wasser stieg, kam ein nächtlicher Passant angerannt. Er hatte das ganze Unglück gesehen. Er rief: »Sie müssen ja sieben Schutzengel haben!« Die Freunde der Münsinger Jugendbibelstunde wußten es noch besser. Weil ich eigentlich als einzigen Schaden bei dem Unfall meine Bibel zu beklagen hatte, schenkten sie mir eine neue Bibel. Auf die erste Innenseite schrieben sie die Losung des Unfalltages: »Wohl dem Volk, dessen Gott der Herr ist!«

Ich habe erlebt, wie wunderbar Jesus Menschen helfen kann, wenn man mit ihnen seinen Namen anruft, wenn man ihnen in seinem Namen die Hand auflegt. Aber ich habe es eben auch erlebt, daß wunderbar Genesene gleich nach der Heilung die Verbindung mit Jesus jäh abbrechen ließen. Gut, sie waren genesen von ihrer Krankheit. Aber waren sie »gesund«?

Ich habe es als Seelsorger erlebt, wie Jesus zerüttete Ehen heilen und Suchtkranke freimachen kann. Aber ich habe auch darunter gelitten, daß Jesus nicht eine einzige schwierige Erbschafts- und Geldgeschichte, die sogar die Familien treuester Kirchenglieder gespalten hatte, zu heilen vermochte. Lag es an meinem Kleinglauben, daß Jesus nicht auch diese Tat tun konnte? Oder lag es daran, daß Geldgier wirklich — so meint es ja die Bibel — eine schlimmere Form von Götzendienst ist als alle sexuelle Verirrung? Wir sollten eben nicht nur an Sensationelles denken, wenn wir Jesus-Wunder erwarten.

Schon 1956 war ich in den USA einem Pfarrer und Evangelisten begegnet, eine Gestalt wie der Filmschauspieler Bill Holden. Während des Zweiten Weltkrieges war er Luftwaffen-Kaplan irgendwo auf einer kleinen pazifischen Insel. Eines frühen Morgens holte man ihn an die Rollbahn zu einem einsam dastehenden Flugzeug. Es hatte die erste Atombombe an Bord. Bevor die Männer in die Maschine kletterten, sprach der Kaplan das Gebet: »Herr, bewahre die Männer auf ihrer ›mission«, und laß ihren Einsatz dazu dienen, daß endlich Friede wird!« Als dann die ersten Luftaufnahmen vom zerstörten Hiroshima eintrafen, wurde ihm die ganze Blasphemie seines gutgemeinten Gebetes klar. Er versuchte, durch Unmengen von Alkohol sein Gewissen zu betäuben. Als unheilbarer Säufer wurde er aus der Armee entlassen. Keine Kirchengemeinde in den USA wollte ihn als Pfarrer haben. Als ich ihm in der Wittenberg-Universität in Springfield/Ohio begegnete, war er freigeworden vom Alkohol und von Schuld. Jesus hatte ihn freigemacht. Aber noch heute habe ich's im Ohr, wie er seinen ersten Evangelisationsvortrag begann: »I am a normal man. I love to drive a fast car. I love to go hunting. I love my wife. But the joy of my life is to serve Jesus« (ich bin ein ganz normaler Mensch. Ich fahre gerne einen schnellen Wagen. Ich gehe gern jagen. Ich liebe meine Frau. Aber die Freude meines Lebens ist, daß Jesus mich noch einmal brauchen kann)!

Es ist das unvergleichbare Wunder, daß Jesus fehlbare Menschen wie Petrus und Paulus, wie Maria Magdalena und die »unbegabte Frau«, wie diesen



US-Chaplain und auch mich als seine Leute und Mitarbeiter haben will.

Es muß Anfang der 60er Jahre gewesen sein. Kurt Heimbucher, damals noch Nürnberger Gemeindepfarrer und Seelsorger des 1. FC Nürnberg, saß unter der Ulmer Münsterkanzel. Ich versuchte, als Prediger mein Bestes zu geben. Aber nach dem Gottesdienst fragte mich beim Nachhausechlen dern Kurt Heimbucher — und ich nahm dummerweise an, er meine die Frage anerkennend —: »Predigst du eigentlich immer so?« Ich hatte versucht, die Schönheit eines gehorsamen Christenlebens herauszustellen. Drum antwortete ich: »Mindestens versuche ich es.« Da stellte sich der Bruder mir in den Weg und tippte mit seinem Zeigefinger auf seinen Brustkorb und sagte ernst: »Es ist Jesu bewahrende Wundermacht, daß ich nicht ins Zuchthaus gekommen bin!«

Es ist das grundlegende Wunder eines Lebens mit Christus, wenn sich dieser als der »Stärkere« erweist über alles, was mich wie mit tausend Stricken in das Verderben ziehen will. Es ist das Wunder, auf das Christen — je länger, je mehr — angewiesen sind: Daß sich Jesus auch dann als der Stärkere erweist, wenn der böse Geist mit potenziertes Macht in das durch ihn gereinigte und befreite Lebenshaus einbrechen will.

»Christus ist hier«, auch wenn Menschen um uns herum uns die Echtheit unseres Glaubens absprechen und uns »verdammen«! Er ist »hier«, ganz »nahe« bei uns. Es ist derselbe Jesus, der als der Lebendige vor dem Vater ist und für uns eintritt.

Wenn das kein Wunder ist, was soll denn dann überhaupt ein Wunder sein?

Wenn es nicht bekanntgemacht gehört, daß es so etwas überhaupt gibt, was soll denn dann als Hauptsache des Glaubens an Christus weitergesagt werden?

Natürlich kann der »nahe« Jesus auch Wunder wirken. Ich denke an einen verehrten Synodalfreund, einen fähigen praktischen Arzt. Vor mehr als zehn Jahren wurden ihm Milz und Teile von Magen und Darm herausoperiert. Er selbst wußte, wie es um die Krebserkrankung und damit um seine Lebenschancen stand. Aber er mobilisierte ein ganzes Heer von Beterinnen und Betern aus dem katholischen und evangelischen Raum. Und er erfuhr Bewahrung und Durchhilfe bis heute.

»'n dolles Hämatom!« So staunte der Hamburger Chirurg. Wir hatten ihn zu Karl Ramsayer geholt. Durch Jahrzehnte hindurch hat der schwäbische Evangelist und spätere Gemeindepfarrer Ramsayer erlebnisreiche und von Jesu Gegenwart geprägte Jungmännerfreizeiten auf der Hallig Hooge geleitet. Aber nun war er in einen Graben getreten. Ergebnis war der »dolle« Bluterguß. »Nein, mit dem können Sie nicht hierbleiben. Sie müssen umgehend aufs Festland. Und die nächsten drei Wochen können Sie nichts tun!« Das war die nüchterne Diagnose des Arztes. Aber ohne Karl Ramsayer hätten wir genausogut die ganze Freizeit abblasen können. Keiner kannte die Schönheiten und Tücken des Wattes wie er. Da gluckten die jungen Burschen zusammen zu Gebetszirkeln, bis in die Nacht hinein. Am nächsten Morgen

war Karl Ramsayer der erste, der auf den Beinen war. Zwar humpelnd, aber er war da. »Ich versteh' die Welt nicht mehr«, sagte der Facharzt, als er den »wunderbar« zurückgegangenen Bluterguß am Tag darauf noch einmal ansah.

Bischof Gresford Chitemo von Morogoro in Tanzania ist heute Vorsitzender der Allafrikanischen Evangelisationsbewegung. Als wir ihn 1985 als anglikanischen Bischof in seiner Diözese besuchten und nach »Zeichen und Wundern« fragten, deutete er auf seinen jungen Assistenten: »Dieser junge Pfarrer hat die Gabe des Heilungsgebetes.« »Ja, Sie als Bischof etwa nicht?« »O nein«, sagte er fröhlich lachend, »nicht jeder muß alle Gaben haben.« Wir berichteten ihm dann von der erregten Diskussion in Deutschland, daß erst Zeichen und Wunder als Beweis angesehen werden können, daß der unsichtbar gegenwärtige Jesus in seinem Geist anwesend ist. Früher habe es auch bei uns, etwa bei Johann Christoph Blumhardt, Heilungswunder gegeben. Da sagte der Bischof nachdenklich: »But you have doctors« (aber ihr habt doch Ärzte)! Er verstand Heilungswunder dort als Gnädengabe, wo Menschen – wie etwa im Innern von Afrika – kein Geld für Medikamente und auch keinen Arzt in erreichbarer Nähe haben. Jesus wolle durch solche Wunder den Menschen helfen. Er brauche die Wunder nicht, um seine Sache attraktiv zu machen.

Aber dann haben wir doch gerade mit Bischof Chitemo ein Wunder erlebt. Wir waren durch die engen Buschpfade seiner Region gefahren. Unterwegs sangen wir schallend all die weltweit bekannten Er-

weckungslieder »Komm zu dem Heiland« und »Gott ist die Liebe«. Plötzlich mußten wir stoppen. Vor uns war der enge Pfad durch einen anderen Land-Rover versperrt. Aus seinem Motorblock sprudelte das Benzin. Der Bischof holte schnell wie ein Pfeil — eigentlich hätten wir ihm das bei seiner bischöflich-häuptlingsmäßigen Leibesfülle gar nicht zugetraut — aus dem Reisegepäck seinen Waschbeutel. Mit einem Klumpen Seife versuchte er, das Leck abzudichten. Vergeblich. Die Besatzung des beschädigten Rovers war verzweifelt. Sie mußten in Daressalam das Flugzeug erreichen. Da faltete der Bischof die Hände, blickte auf zum Himmel und betete: »Jesus, du siehst unsere Verlegenheit. Für dich ist es eine Gelegenheit. Hilf uns. Amen.« Dann schickte er uns los. Wir sollten versuchen, auf dem durchmahlenen staubigen Lehmweg den schmalen, feinen Splintstift zu finden, der sich aus dem Motor gelöst hatte. Eigentlich war es ein unsinniges Unterfangen. Aber schon nach kurzer Zeit beugte sich Ernst Fuhr tief in den Staub und rief: »Ich hab' ihn!« Es war ein Jubelruf. Der Bischof aber faltete wieder die Hände und sagte nur: »Jesus, du bist großartig, du bist einmalig, Preis, Danke!«

## Jesus öffnet Türen für sein Wort

Jesus kann selbst verbarrikadiert scheinende Türen öffnen, wenn es um sein Wort geht. Es können auch Türen sein, die wir uns selbst zugeschlagen haben. So war es 1974. Die Vorbereitungen zu dem groß angelegten Stuttgarter »Gemeindetag unter dem Wort«, der im Sommer 1975 stattfinden sollte, waren ins Stocken geraten. Alles Geplante war sicher gut gemeint: lehrhaft, bekenntnisausgerichtet. Aber es war eben genauso steril und eben nicht stadiongemäß.

Auch bei dem von Dr. Billy Graham nach Lausanne zusammengerufenen Ersten Internationalen Kongreß für Weltevangelisation und Weltmission (1974) spielten gerade wir deutschen Evangelikalen keine rühmliche Rolle. Schon bald hatten wir uns in den Haaren, ob denn eine Bekenntnisformulierung gefunden werden könnte, die als Basis dienen könnte für Evangelikale aller Schattierungen. Der Kongreß selbst aber half dazu, daß uns die Augen aufgingen und daß Sperren fielen. »Er erquicket meine Seele.« Das war die Message Billy Grahams im sonnenüberstrahlten Lausanner Stadion mit dem weiten Blick auf die herrlichen Berge. Den »gekreuzigten« Jesus machte uns Bischof Festo Kivengere wichtig. Als mein Bruder und ich mit dem Auto ins Schwabenland heimpreschten, haben wir noch auf der Fahrt das ganze Programm des kommenden Gemeindetags

umkonzipiert. Es sollte ein »Christus-Tag« werden, ein Fest der Jesus-Gemeinde, eine Einladung hin zu ihm, der allein Menschen erquicken kann.

Ein Jahr später war es dann soweit. Zehntausende hatten sich in der schönsten Sportarena des Schwabenlandes versammelt. Aber uns, die wir Verantwortung trugen, lagen schwere Lasten auf der Seele. Verhältnismäßig harmlos war das Verpflegungsproblem. Hatten wir zu viel oder zu wenig vorbereitet? Schlimmer war die andere Sache, von der wir niemand etwas sagen konnten. Die Polizei hatte uns wissen lassen, daß sie für den Tag, kurz vor Beginn eines großen Terroristen-Prozesses, eine Bombendrohung erhalten habe und darum den Gemeindetag absagen müsse. Wir machten klar, daß die Sonderzüge schon im Anrollen seien. Da schickte uns die Polizei fünfhundert junge Bereitschaftspolizisten in Zivil ins Stadion. Wir brauchten sie aber dann nicht. Aber sie konnten es vielleicht »brauchen«, daß ihnen Jesus bekanntgemacht wurde.

Noch heikler war die Wettervorhersage. Regen war angesagt. Landregen. Und damals war nur die Haupttribüne überdacht. Während der Hauptansprache von Bischof Kivengere zogen am Sommerhimmel gewitterschwere Wolken auf. Es mußte eine Panik geben, wenn der Regen ins Stadion hereinpeitschen würde. Es tröstete mich nicht, daß Festo Kivengere sagte: »Bei Jesus gibt es eine Atmosphäre des Lebens. Sie ist wie ein köstliches Parfum!« Diesen Satz unterstrich er mit dem in Ostafrika üblichen Freudengekicher »hihihihi«! Mir war es nicht nach Lachen zumute. Die gebeugten Häupter der Verant-

wortlichen um mich herum machten mir klar, daß sie wie ich in der Stille schrien: »Jesus, hilf doch!« Da war es, als wie wenn die Wolken stillstünden. Als nach dem Abschluß die letzten Besucher aus dem Stadion gingen, fielen die ersten Tropfen. »Aber der Herr ist immer noch größer, größer als man denken kann...« So heißt es im Refrain eines unserer Stuttgarter Gemeindetagslieder. Er kann sogar Regengüsse zurückhalten. Und er kann verregnete Sommerlager durch seine Nähe segnen. Das hatte ich einst in Meinerzhagen im Sauerland erlebt. Bei Gott gibt es kein »schlechtes Wetter«; Regen und Sonne sind unseres Gottes gutes Wetter.

1975 fand die große Allianz-Evangelisation in Schorndorf statt. Sie war schon geplant gewesen, bevor ich dort als Dekan meinen Dienst begann. Schon im Vorfeld hatte es schwere Spannungen gegeben. Die Freikirchen hatten Direktor Pastor Horst Marquardt vom Evangeliums-Rundfunk als Redner für die ersten fünf Abende eingeladen. Er hatte zugesagt unter der Bedingung, daß er jeweils abends auch Menschen zur Entscheidung aufrufen und zu einem öffentlichen Bekenntnis nach vorne kommen lassen dürfe. Die Landeskirchler hatten den Gnadauer Präses Kurt Heimbucher für die letzten fünf Abende eingeladen. Er hatte zugesagt unter der Bedingung, daß er nicht gezwungen sei, nach vorne zur Entscheidung zu rufen. Ich denke gerne an die Abende und an die Gemeinschaft mit den beiden Rednern zurück, mit denen mich schon damals so viel verband. Aber trotz der Übereinstimmung in der Botschaft, die beide Verkündiger weitergaben, ging das Hick-

hack nach den Evangelisationstagen weiter. Manche Geschwister aus der Freikirche sagten: »Jetzt hat alles so gesegnet angefangen; aber mit Heimbucher wurde alles wieder zunichte gemacht!« Dagegen sagten Kirchengemeinderäte der Kirchengemeinde: »Am Anfang war es grausam mit der Seelenmassage; darum war es gut, daß Heimbucher es ganz anders machte!« O diese Hindernisse, mit denen wir Jesus das Wirken schwermachen!

An einem der Heimbucher-Abende war ein Schorndorfer Abiturient enttäuscht aus der Stadtkirche gegangen. Er betete: »Herr Jesus, wenn es dich wirklich auch heute gibt, dann laß es mich doch von einem Gleichaltrigen hören und nicht von einem alten Mann.« Dabei war Kurt Heimbucher damals in seinen besten Jahren. Aber ein paar Stunden später hatte der lebendige Jesus das Gebet des jungen Mannes erhört. Morgens um sechs Uhr am Schorndorfer Bahnhof fragte ihn ein Mitschüler: »Glaubst du eigentlich an Jesus? Ich nämlich glaube an ihn.« Nach dieser Erfahrung hat dann der Schorndorfer Abiturient ein paar Gleichaltrige um sich geschart. Daraus wurde nach manchen Geburtswehen der »Freitagskreis«. Es war eine agile, wache, zu allen Diensten einsatzbereite missionarische Gruppe junger Menschen. Sie entdeckten im Übergangwohnheim das Geschwisterpaar, das aus DDR-Haft in Bautzen freigekauft worden war, besorgten ihm Wohnung und Arbeit. In der Schorndorfer Stadtkirche veranstalteten sie den unvergeßlichen Abend »fire on ice«. An Heiligabend gestalteten sie jeweils für »Spätberufene« einen jugendgemäßen Nachtgottesdienst. Feuer



war gezündet, wo vorher eisige Kälte geherrscht hatte. Jesus selbst hatte sein Feuer angezündet, sogar dort, wo Christenleute in bester Absicht ihnen im Wege gestanden waren.

Auch ich stand Jesus im Wege. Einmal enttäuschte ich bei einem Krankenbesuch ein Gemeindeglied zutiefst. Bevor es seine Sorgen hatte loswerden können, verabschiedete ich mich schon wieder mit einem Gebet. Ein Gemeindedienstmitarbeiter ließ mich's wissen, daß da ein Mensch stocksauer auf mich sei, enttäuscht über mich. Mit zitterndem Herzen ging ich zu ihm hin. Ich versuchte, mich zu entschuldigen. Aber das Gemeindeglied sagte: »Ach, lassen Sie's! Ja, ich war enttäuscht. Ich wollte nicht mehr weiterleben. Ich war fertig mit dem Leben. Am Abend nach der Entlassung aus dem Hospital saß ich zu Hause vor der Glotze und ließ das Programm in mich hineinlaufen. Aber mit einem Mal war ich hellwach, beim ›Wort zum Sonntag‹. Ein katholischer Priester erzählte vom Propheten Elia, daß Gott zu ihm gesagt habe: ›Steh auf und iß, denn du hast noch einen weiten Weg vor dir!‹ Das ist in mich hineingefahren. Vielleicht hat Gott für mich auch noch einen weiten Weg. Ich ging an den Bücherschrank und wollte eine Bibel holen. Aber ich hatte keine Bibel mehr. Am Montagmorgen ging mein erster Weg zur Buchhandlung, um eine Bibel zu kaufen.«

Als das Gemeindeglied das erzählte, dachte ich im stillen bei mir: »Er konnte doch sicher die Geschichte nirgendwo in der Bibel finden!« Wirklich, es hatte sich schwergetan. Aber das Gemeindeglied blätterte und blätterte, bis es schließlich im Buch der

Könige den Bericht über Gottes Weg mit Elia fand. Zu mir aber sagte das Gemeindeglied: »Sie ahnen nicht, wie viele unüberbietbare Gottesworte ich bei diesem Blättern fand! Was ist denn aller Trost der Psychologen – verglichen auch nur mit dem einen Wort des Jesus: ›In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden?‹« Jesus ist es, der auch die Barrieren überwinden kann, die wir Christenleute verschuldet haben.

Mit der Pfarrerschaft des großen Schorndorfer Dekanatsbezirkes konnte ich manche hilfreichen Konvente durchführen. Ihr wollte ich helfen, daß Horizonte aufgerissen werden. Der letzte dieser Konvente, kurz vor meiner Berufung in die Ulmer Prälatenaufgabe, schrammte scharf am Scheitern vorbei. Wir waren in Hamburg, der damals entkirchlichsten Stadt Deutschlands. Die Pfarrer sollten alle die unterschiedlichen Versuche kennenlernen, wie den Menschen in Hamburg das Evangelium nahegebracht werden sollte: vom landeskirchlichen »Neuanfangen« über die charismatischen Gottesdienste von St. Petri und die diakonisch-missionarischen Vorstöße der Freien Evangelischen Gemeinde bis hin zur Heilsarmee. Aber einige etwas kritischere Geister unter den Pfarrleuten hatten den Eindruck, ich wolle sie »evangelikal« impfen. Das kam aber daher, daß einige der von mir eingeladenen Referenten der Meinung waren, sie müßten sich vor Schorndorfer Pfarrern besonders evangelikal geben. Kurz: ein Knistern ging durch die Reihen wie bei einem Gletscher, bevor er kalbt. Aber die Revolte brach während einer von mir gehaltenen Bibelarbeit los, die

erst recht als Provokation empfunden wurde. Auf der S-Bahn-Fahrt zur letzten Programmstation, der Heilsarmee, glich unser Häuflein einer tiefgebeugten Trauergesellschaft. Mit Grauen dachte ich daran, daß Dankmar Fischer mit uns einen Bekenntnismarsch durch das Rotlichtviertel von St. Pauli vorhatte. Aber als dann mitten im dortigen Milieu Dankmar Fischer einigen Frauen und Männern aus unserem Kreis das Mikrofon unter die Nase hielt, da kam es zu so klaren und mutigen Jesusbekenntnissen, daß ich nur staunen konnte. Eine der Pfarrfrauen, die ein besonders eindrückliches Wort gesagt hatte, fragte nachher: »Was habe ich eigentlich gesagt? Ich war so entgeistert, daß ich gar nicht mehr weiß, was ich von mir gab.« Nein, sie war nicht »entgeistert« gewesen. Sondern sie hatte erlebt, daß der Jesus-Geist zu der Stunde, in der wir nach unserem Glauben gefragt werden, die Worte geben kann, die nötig sind. Er kann es sogar dort tun, wo nach meinem Ermessen die ganze Luft heraus war, die ganze Ernte verhagelt, alle Türen verschlossen.

Jesus öffnet Türen für sein Wort. So war es im November 1993. Ein kleines Häuflein von Christen aus Leipzig und Umgebung wurde von mir gefragt:

»Könntet ihr euch vorstellen, hier in Leipzig den Zentralort für ProChrist '95 zu haben?« Mir kam die Frage vermessen vor, angesichts auch der vielen kritischen Stimmen im Land gegen ProChrist überhaupt und gegen den Zeitpunkt von 1995 insbesondere. Mir kam es vermessen vor, so zu fragen angesichts all der merkwürdigen Zurückhaltung vieler offizieller Kirchenleute gegenüber ProChrist. Mir kam's ver-

messen vor angesichts der Finanzlage, angesichts der nur zögernd eingehenden Spenden, aber vor allem wegen der kleinen Kraft der Leipziger Freunde. Sie aber sagten »ja«. Das war erst der Anfang eines mühsamen Weges. Wieviel demütigende Abfahrten mußten Ulrich Parzany und ich bei kirchlichen Verantwortlichen einstecken! Eigentlich hatten wir ein wenig darauf gewartet, sie würden uns mindestens ebenso anstandslos wirken lassen wie jene Akteure in der Kirche, die jede Sympathiewerbung für die Kirche als »missionarisch« ausgeben. Aber das Schlimmste war mein Kleinglaube. Als ich zum ersten Mal die riesengroße Messehalle sah, wollte mir das Herz in die Hose rutschen. Als man mir von den Spendeneingängen berichtete, bekam ich's mit schlaflosen Nächten zu tun. Aber als dann gleich am ersten Abend die Halle mit fast dreitausend Besuchern gefüllt und über 350 Übertragungsorte angeschlossen waren, da wollte ich schon glücklich aufatmen. Doch da wurde gleich zu Beginn das Gebet von Landesbischof Kress durch eine Gruppe von superfrommen Sektierern herb gestört. Hatten wir denn vermessen unseren Kopf durchgesetzt? Hatten wir uns mehr vorgenommen, als in dem entchristlichten Leipzig zu leisten war? Diese Fragen zitterten in uns, als gegen Ende der Veranstaltung Ulrich Parzany einlud, daß die nach vorne kommen möchten, die mit Jesus einen Anfang machen wollten. Unter den Ersten, die nach vorne kamen, waren ein paar junge Männer. Sie sagten nachher: »Als die Störung losging, da wußten wir, daß wir klarmachen müssen, wohin wir gehören wollen!« So kann Jesus, der sei-

nen kleingläubigen Leuten nahe ist, sogar Störungen für seine menschengeschichtliche Liebe nutzbar machen.

## **Jesus kann seinen schwachen Leuten vor-arbeiten und nach-arbeiten.**

Vom Vor-Arbeiten erzählte uns 1979 die greise Missionarstochter Friedel Wohlrab oben auf den Usambara-Bergen Tanzanias. Mitten im strömenden afrikanischen Regen saßen wir als deutsche Besuchergruppe fest. In Mlalo (einst: Hohenfriedberg). Friedel Wohlrab erzählte uns, wie kurz nach der Jahrhundertwende ihr Vater und Missionar Johanssen als erste Boten Jesu von der Küste aus auf das Bergmassiv gekommen seien. Sie kannten die Sprache der Einwohner nicht. Mit Gesten machten sie deutlich, daß sie einen Platz für ihr Zelt bräuchten. Der Häuptling bot ihnen lächelnd eine Graspiste an, die von mächtigen Bäumen umringt wurde. Nach Überzeugung der Bewohner waren das die Ahnenbäume. In ihnen wurden die Geister der Voreltern vermutet. Sie würden jeden umbringen, der sich ihren Bäumen näherte. Aber die Missionare bauten ihr Zelt auf. Sie banden aus herumliegenden Ästen ein Kreuzeszeichen zusammen. Sie stellten es vor dem Zelt auf und hielten dort ihre Abendandacht. Am Morgen rechneten hinter den Büschen die Eingeborenen damit, daß sich im Zelt nichts mehr regen würde. Aber die beiden Missionare krabbelten aus ihrem Zelt und sangen am Zeichen des Kreuzes ihren Morgenchoral.

Da sagten die Bergbewohner: »Sie haben einen Baum, der ist stärker als unsere Bäume!« Noch bevor also die Missionare auch nur ein einziges Wort der Eingeborensprache erlernen konnten, hatte Jesus ihnen vorgearbeitet.

Aber Jesus kann auch nach-arbeiten. Jüngst war ich tief bewegt über den Brief eines Mannes. Er schrieb mir: »Jesus hat lange gebraucht, bis er mich gefunden hat. Aber wenn ich zurückdenke, dann war der Anfang davon, daß er mich suchte und schließlich einholte, der Konfirmandenunterricht in Schorn-dorf.« Bewegt war ich, weil ich gerade bei diesem Jahrgang und besonders bei jenem damals immer etwas unruhigen Jungen die Überzeugung hatte, alles pädagogische und geistliche Mühen sei vergeblich. Aber auf solche Nacharbeit des lebendigen Jesus sind alle angewiesen, die andere Menschen zu Jesus einladen wollen. Nie sollten wir in unserem Kleinglauben denken, es sei bei auch nur einem Menschen »Hopfen und Malz verloren«!

Kein Gebet war auch bei dem Sohn eines hochrangigen anglikanischen Geistlichen vergeblich. Sein Vater erzählte mir von ihm. Der Junge sei in die Drogenszene geraten. Er habe sein Studium abgebrochen. Sie als Eltern wüßten gar nicht, wo er jetzt eigentlich sei. Er bat mich aber, für den Aussteiger zu beten. Denn für Jesus gebe es doch keinen hoffnungslosen Fall. Wenige Jahre danach fragte ich den Vater, ob sie nun etwas vom Sohn gehört hätten. Wie strahlte der Vater! »Ja, Jesus hat ihn gefunden!« Er war freigeworden von allem, was ihm fälschlicherweise Freiheit versprochen und ihn doch zum Skla-

ven gemacht hatte. Heute arbeitet der glücklich verheiratete Anthropologe unter Ureinwohnern Australiens. Jesus kann selbst dort nach-arbeiten, wo sogar die Hand von treusorgenden Eltern zu kurz geworden ist.



## Mit Jesus betend sprechen

Mehr Menschen, als wir ahnen, würden heute gerne beten können. Aber sie haben es verlernt. Sie brauchen uns, daß wir nicht nur für sie, sondern auch mit ihnen beten. Aber das muß dann in einer Sprache geschehen, die den dem Beten entfremdeten Menschen nicht als Fremdsprache vorkommt.

Es war für mich eine Art Offenbarung damals im vornehmen Büro des Nationalen Christenrats in New York. Wir deutschen Auslandsstudenten waren zu Direktor Dr. Barstow gebeten worden. Seine Chefsekretärin, Miss Tatnall, hatte nicht nur ein vorbildliches Make-up, sondern sie hatte uns auch gleich mit Kuchen und Kaffee bewirtet. Dann versanken wir in den Chefledersesseln des Direktors. Wir schauten auf die Fotos an den Wänden. Sie zeigten die Hochseeyachten, auf denen Direktor Dr. Barstow seine Freizeit verbrachte. Dann kam er selbst, mit scharf gebügeltem Hemd, mit farbenprächtiger Fliege. Wir erstarrten vor Ehrfurcht. Aber dann sagte er, bevor er uns die Anweisungen über unseren Aufenthalt gab: »Wir wollen zuerst einmal beten.« Das tat er dann so klar, so nüchtern, so schlicht, daß es zu dem Chefbüro und zu den Hochseeyacht-Fotos paßte.

1980 war die Schorndorfer Stadtkirche für eine Gottesdienst-Fernsehübertragung ausersehen worden. Schon Wochen zuvor war eine Crew von Be-

leuchtern, Kameramännern, Akustikexperten ange-  
rückt, um die Live-Übertragung gut vorzuberei-  
ten. Am Schluß wagte ich die Frage an den Regis-  
seur in seiner modischen Lederjacke: »Worüber soll  
ich denn predigen?« Antwort: »Über das, was in der  
Kirche das Wichtigste ist!« Nochmalige Rückfrage:  
»Was ist denn nach Ihrer Meinung das Wichtigste?«  
Antwort: »Daß Sünden vergeben werden können!«  
So wurde zum Text für den Gottesdienst das Jesus-  
wort: »Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was  
sie tun!«

Zum Abschluß der Vorbesprechung lud ich das  
Team noch zu einer Runde Kaffee und Kuchen ein.  
Ich erkundigte mich danach, wie denn in solch einem  
Beruf Freizeit und Familienleben aussehen können.  
Ich ahnte nicht, was ich mit dieser Frage auslöste. Es  
wurden fast zwei Stunden einer Art öffentlicher  
Beichte. Am Ende, als die Mannschaft wirklich auf-  
brechen mußte, fragte ich schüchtern: »Könnten wir  
nicht abschließen mit einem Gebet? Wir bereiten  
doch immerhin einen Gottesdienst vor.« Eine Woge  
der Zustimmung war die Antwort.

Als dann Wochen später der Gottesdienst mit  
großem technischen Aufwand stattfand, da war es  
der Regisseur, der mich fragte: »Könnten wir nicht  
vorher miteinander beten?« »Aber sicher!« »Moment,  
nur einen Moment«, sagte der Regisseur und eilte aus  
der Sakristei, die zum Regieraum umgebaut worden  
war. Augenblicke später drängten sich in dem engen  
Raum wohl mehr als zehn Verantwortliche aller Spar-  
ten. Selten habe ich Menschen erlebt, die so gesam-  
melt beim Gebet waren.

## Jesus kann aus verzweifelten Situationen herausholen

In verzweifelter Lage waren die schwäbischen Landdessynodalen der Gruppe »Bibel und Bekenntnis« schon im Vorfeld des Stuttgarter Kirchentags 1969. Der Synodalpräsident, der von vielen im Land geschätzt war, war urplötzlich zurückgetreten. Den »Schwarzen Peter« schob er den Pietisten zu. Sie hätten ihm den Glauben abgesprochen. Das stimmte zwar nicht. Aber er hatte es eben so empfunden. Nämlich als eine auch von mir mitunterzeichnete Presseerklärung kritisiert hatte, er habe Absprachen nicht eingehalten.

Nun brach der Sturm los. Letztlich war er Ausdruck der revolutionären »68er Jahre«. Er war auch Reaktion auf das gute Abschneiden der »Bekennenden« bei den synodalen Urwahlen von 1965. Wir empfanden es als peitschenden Orkan, was da mit Leserbriefen, mit anonymen Drohungen und mit öffentlichem Lächerlichmachen auf uns hereinstürmte, besonders in jener öffentlichen abendlichen Synodalsitzung im Stuttgarter Hospitalhof. Um was es wirklich ging und was wirklich geschehen war, das ließ sich gar nicht mehr klären. Nach Ende der Versammlung schritt ich benommen aus dem Hospitalhof. Da kam der greise baltische Pfarrer Lic. Hans

Brandenburg auf mich zu, nahm mich in den Arm und sagte nur — ich höre noch den unnachahmlichen baltischen Akzent: »Hüpfet!« Er wollte mich erinnern an das Jesuswort »Selig seid ihr, wenn euch die Menschen hassen und verwerfen euren Namen als böse. ... Freut euch an jenem Tag und springt vor Freude.« Darum war wichtig, daß der väterliche Freund und Seelsorger Fritz Grünzweig dazu sagte: »Nur einer konnte von sich sagen: »Sie hassen mich ohne Grund!««

Noch schlimmer kam es auf dem Kirchentag selbst. Besonders am Samstag in der übervollen Halle 6 des Stuttgarter Messegeländes. Die Stimmung war aufgeheizt über dem Thema »Streit um Jesus«. Es herrschte allgemeines Durcheinander während des Referates von Professor Dr. Huntemann. Die Stimmung baute sich immer mehr gegen den Referenten auf. Nach Rücksprache mit Freunden gab ich ihm auf einem Zettel den Rat aufzuhören. Er empfand es als »Dolchstoß« aus den Reihen der eigenen Freunde. Aber Georg Huntemann hat mir vergeben. Dafür bin ich ihm dankbar.

Nach dem Programm sollte am Nachmittag die allgemeine Diskussion von drei Saalmikrofonen aus geführt werden. Was sollte daraus werden? In der Mittagspause trafen wir uns im Kreis der »Bekennenden Gemeinschaften« im ruhig gelegenen Hotel am Schattenring. Aber wir waren am Ende. Ein Bischof sagte unter Tränen: »Brüder, laßt euch nicht auseinanderdividieren!« Wir waren alle wie benommen und konnten keinen Gedanken mehr fassen. Aber dann wurde die Diskussion am Nachmittag durch

viele Stimmen an den Saalmikrofonen zu einem klaren Bekenntnis vom auferstandenen und vom wiederkommenden Herrn Jesus. Als sich während der Worte von Peter Beyerhaus und Gerhard Bergmann eine ganz große Stille des gespannten und bereitwilligen Zuhörens in der Halle ausbreitete, da wußten wir Jesus nahe. Ihm müssen auch Stürme und Wellen gehorsam sein.

Verzweifelt war ich auch bei einer EKD-Synodaltagung in Osnabrück. Ich hatte es eingefädelt, daß der Afrikaner Gottfried Osei-Mensah, Direktor der Internationalen Lausanner Evangelisationsbewegung, durch den Synodalpräses zu einem Grußwort eingeladen worden war. Aber plötzlich gingen dem geübten Übersetzer die Nerven durch. Einige der evangelikalischen Spezialbegriffe und Namen waren ihm nicht geläufig. Er hatte einen regelrechten »black-out«. Da ging ich nach vorne zu Gottfried ans Mikrofon und bat den Übersetzer: »Lassen Sie doch bitte mich weitermachen!« Das war eine Vermessenheit angesichts meines armseligen Englisch. Aber Osei-Mensah, der Christ aus Ghana, hatte mir einmal im Blick auf den aus Schorndorf stammenden Missionar Christaller gesagt: »Das war nicht menschliches Können, daß Christaller uns unsere eigene Sprache besser erforschte, als wir es hätten tun können. Das war der Geist Jesu, der Christaller beim Übersetzen der Bibel und beim Erforschen der Sprache half.« Es war derselbe Geist, der dann damals in Osnabrück half, den Auftrag des Jesus zur Weltmission verständlich zu bezeugen — durch den Mund eines afrikanischen Christen und in der Gegenwart von Dr. Philip Potter,

Generalsekretär des Weltkirchenrats, der doch konstatiert hatte: »Mission is out« (die Zeit der Mission ist vorbei!).

Es war meist eigene Schuld mit dabei, wenn ich in großes Gedränge kam. Einer meiner älteren Freunde hatte sicher auch recht, wenn er mich immer wieder ermahnte: »Man kann nicht oft genug den Mund halten!« Aber es gehört zum Triumph der Gnade, daß Jesus uns selbst dann aus Bedrängnissen herauspaukt, wenn wir sie uns selbst mit-eingebrockt haben.

## Jesus hat Boten

»Make Jesus king« (macht Jesus zum König!), das war die Parole von Dr. John R. Mott (†1955). Ich habe den »fürstlichen« amerikanischen Juristen Anfang 1947 im Stuttgarter Furtbachhaus erlebt. Er war ein Pionier des weltweiten CVJM, des Christlichen Studentenweltbundes und der zaghaft beginnenden ökumenischen Bewegung. Aber ihm ging es mit dieser Parole nicht – wie es oft dargestellt wurde – um eine strategische »Verchristlichung« der Welt. Sondern ihm als Laienseelsorger ging es primär um das, was wir in jenen Nachkriegsjahren gerne mit dem Lied »Unser Land für Jesus!« sangen: »Auch mein Herz für Jesus! König, ziehe ein! Meinen Willen beuge, herrsche du allein. Darf auch ich dein Zeuge und dein Bote sein?«

In diesem Geist hatte Dr. Mott einst 1910 die Weltmissionskonferenz von Edinburgh geprägt: »Wir alle haben einen einzigen Ausgangspunkt, nämlich den Missionsbefehl Jesu. Wir alle haben ein gemeinsames Ziel, nämlich Menschen zu Nachfolgern Jesu zu machen!« Dieser Geist hat die sogenannte »ökumenische« Bewegung bis zum großen Umbruch in der Mitte der 60er Jahre geprägt.

Es ist mein »Hobby«, Pioniergestalten »der ganzen Christenheit auf Erden« etwas der Vergessenheit zu entreißen. Aber zu dieser »ganzen Christenheit«

gehört doch nicht nur die heute lebende Gemeinde Jesu rund um den Globus, sondern auch die Kirche Jesu vergangener Generationen. Dabei haben mich besonders fasziniert: Christian Friedrich Spittler und der ganze Aufbruch um Basel und von Basel aus für Weltmission, Diakonie, Bibelverbreitung, Diasporaarbeit und Sixt Carl Kapff, der so entscheidend das »evangelische Stuttgart des 19. Jahrhunderts« und dadurch das ganze württembergische Kirchenwesen geprägt hat.

Sie alle wollten dem König Jesus dienen.

## Johannes Busch

»Die Sache des Königs ist eilends!« Das bestimmte den »Reichs-Seelsorger« Johannes Busch. Er hatte im Zweiten Weltkrieg als Führer einer Nachschub-Einheit erlebt, wie junge Männer sinnlos im Krieg »verheizt« worden waren. Nach Rückkehr aus der englischen Gefangenschaft blieben ihm bis zu dem Tag, da er von einem trunkenen Karnevalisten schwer verletzt wurde, keine vollen zehn Jahre. Er hat sie genutzt im pausenlosen Einsatz für junge Menschen. »In einer unbarmherzigen Welt möchte ich ihnen von Jesus sagen, der keinen einzigen abgeschrieben hat. Er will nicht auch nur einen einzigen vor die Hunde gehen lassen!«

Johannes Busch hat zu Jesus gerufen. Auch mich. Wo andere von der »Kirche« sprachen, da redete er von Jesus. Das war keine Verachtung der Kirche. Als Mitglied der EKD-Gründungssynode Eisenach hatte



er die arme Kirche lieb. Aber er wußte auch, daß die Institution der Kirche erst durch ihren lebendigen Herrn zu wahrer Kirche wird.

Johannes Busch war ein fröhlicher Zeuge für Jesus. Wie konnte er junge Menschen mit seinem Lachen mitreißen! Von Natur aus hätte er das Zeug zu einem Showmaster gehabt. Beim Kirchentag Stuttgart (1952) war immer ein Pulk junger Leute um ihn. Er, wie immer mit tadellos gebügelter Flanellhose, mit schicker Krawatte, die Baskenmütze flott auf dem Kopf, war auf dem Weg zu einer großen evangelistischen Kirchentagsveranstaltung auf dem Cannstatter Wasen mit dem Thema »Mit der Bibel kann man leben!« Parallel zu diesen evangelistischen Veranstaltungen fand jedoch auf dem Killesberggelände ein Festabend der Jugend mit Kabarett und Tanz statt. Dahin zog es genau in dem Augenblick, als die Gruppe um Johannes Busch das Hauptportal verlassen wollte, einen etwas altmodisch gekleideten Stuttgarter Pfarrer. Busch grüßte ihn so herzlich, wie er es eben so besonders konnte. »Aber, wo gehen Sie denn hin? Wollen Sie nicht ins Evangelisationszelt mitkommen?« Da antwortete der Pfarrer: »Ach nein, ich will zum Fest der Jugend! Schließlich müssen doch gerade wir Christen beweisen, daß auch wir in die Welt hineinpassen!« Selten haben wir so gelacht wie damals. Denn Johannes Busch mußte nicht erst beweisen, daß er in die Welt hineinpaßt. Aber bei aller Weltgewandtheit war er entschlossen dafür, daß evangelische Jugendarbeit »bei ihrem Leisten« bleiben soll: Junge Menschen zu Jesus zu rufen und Raum zu schaffen für vielgestaltige Freude,

die es nicht nötig hat, aus fremden Quellen zu schöpfen.

Einige Tage vor seinem Sterben (1956), nachdem ihm als Folge eines Unfalls ein Bein hatte abgenommen werden müssen, sagte er unter Tränen des bohrenden Schmerzes: »Eben kam im Radio der Bachsatz ›So kommet vor sein Angesicht mit jauchzenvollem Springen‹ – und ich denke, das kann ich auch noch als Krüppel mit einem Bein!«

Mich erreichte die Todesnachricht während meines Studienjahrs in Amerika. Bei der Heimfahrt nach Europa – in der gleichen Kabine mit drei anderen deutschen Vikaren – unterhielten wir uns über die verlockenden Angebote, die uns von amerikanischen Gemeinden gemacht worden waren. Einer fragte: »Warum fahren wir dann eigentlich wieder nach Deutschland zurück?« Da sagte ein anderer spontan: »Aber Johannes Busch ist doch gestorben!« Zwar meinte keiner von uns, er könne Johannes Busch ersetzen. Aber sein Heimggerufenwerden war wie ein geheimer Befehl: »Alle Mann an Deck! Die Sache des Königs braucht jeden Verfügbaren.«

## **D. Dr. Adolf Köberle**

Ein ganz anderer »Typ« eines Jesus-Boten war für mich Professor Adolf Köberle. Bis in sein hohes Alter hinein war er der Inbegriff eines hochgebildeten, auch musisch begabten, noblen, für alle erst noch kommenden Fragestellungen hellwachen und doch durch und durch demütigen theologischen Lehrers.

Eigentlich wollte ich bei ihm promovieren. Aber wie manche andere Theologen brachte ich es schließlich nur zu einer halbfertigen Doktorarbeit. Köberle hatte klar erkannt: »Mit diesem eschatologischen Thema werden Sie nie zu Rande kommen! Das ist ein viel zu weites Feld!« Dagegen hatte er mir geraten, gerade in den USA der Frage theologisch nachzugehen, ob denn mit dem Begriff »Rasse« überhaupt verantwortlich umgegangen werden könne. »Seit dem Nationalsozialismus ist dies Thema bei uns tabu. Aber es wird noch einmal in verschärfter Form auf uns zukommen. Darauf sollten wir vorbereitet sein!« Mit meinem begrenzten Tübinger »Stiftler«-Horizont konnte ich darüber nur lächeln. Aber Köberle sollte recht behalten: mit seiner Beurteilung meiner Promotionschancen und mit der erst noch kommenden neuen Aktualität des belastenden Rasse-Themas. Wir hätten als Studenten viel mehr auf Köberle hören sollen! Auf all sein Suchen und Tasten im Blick auf »das Böse und den Bösen«, im Blick auf »Anthroposophie und Christentum«, im Blick auf »Schöpfung und Umwelt«, im Blick auf »Christus und das Schöne«. Köberle hätte vielen von uns, die wir auf vergängliche theologische Leitgestalten bauten, eine Hilfe sein können. Er bezeugte mitten in einer Welt, die nach Führergestalten lechzt, Jesus Christus als das lebendige, personhafte Du Gottes — als letztgültige Gestalt der Gnade.

## Kurt Hennig

Aus anderem Holz geschnitzt war Kurt Hennig. Mager, drahtig, mit markantem Schädel trat er 1946 beim ersten Nachkriegstreffen aller Stuttgarter Jugendverbände nach all den Späßchen und Aufführungen zum Schlußwort ans Rednerpult. Er setzte nicht an zu einer langatmigen Rede. Es war ein »Ruf zur Sache«, als er eigentlich nur die beiden Choralzeilen zitierte: »Gott, laß dein Heil uns schauen, auf nichts Vergänglich's trauen!«

Kurt Hennig hatte mit den täglichen Herrnhuter Losungen schweres Soldatenerleben durchgestanden. Das hatte ihn im Wissen bestärkt: »Dein Wort ist wahr und trüget nicht!« Das war auch sein Programm, als er 1948 – nur ausgestattet mit einem Motorroller, der ihn kreuz und quer durch Deutschland führte – das Amt als Reichswart der Schülerbibelkreise übernahm. Gerade Gymnasiasten wollte er das »Schwarzbrot der Bibel« anbieten. Kirchenpolitisch kam die »Stunde« Kurt Hennigs, als in Esslingen (Hennig war seit 1966 dort Dekan) eine württembergische Vikarskonferenz im Jahr 1969 feststellte, daß für sie die Bibel eben »ein Gesprächspartner unter anderen« sei. Im Nu sammelte Kurt Hennig besonders aus der württembergischen Pfarrerschaft Mitglieder für die »Evangelische Sammlung in Württemberg«. 1971 wurde er mit hoher Stimmenzahl in die Landessynode gewählt. Dort wurde er sofort einer der Sprecher der Gruppe »Lebendige Gemeinde«. Die württembergische Landessynode entsandte den Bekenner in die EKD-Synode. Wenn

Hennig ans Rednerpult trat, dann konnten sich die Synodalen darauf verlassen, daß er unwidersprechbar klarmachte: »In der Bibel steht alles ganz anders!« Nämlich anders, als es eben herrschende Meinung in den protestantischen Kirchen geworden war. Man konnte Kurt Hennig wegen seiner gestochenen Diktion bewundern. Mit orgelndem Baß, aber auch mit Charme trug er seine Stellungnahmen vor, jedoch ohne jede Nachgiebigkeit in der Sache, weil er nicht wollte, daß die Kirche »auf Vergänglich's traut«, sondern vielmehr auf Gottes Heil in Jesus Christus.

Aber Kurt Hennig war auch ein Seelsorger. Das habe ich besonders in langen und schwierigen Synodaljahrzehnten erlebt, die wir gemeinsam in Württemberg und auf EKD-Ebene durchlitten. Wenn ich am Ende war, dann konnte ich – und vielen anderen ging es ebenso – damit rechnen, daß da plötzlich ein kleines Zettelchen auf dem Platz lag. Mit markanter Schrift hatte Hennig etwa draufgeschrieben: »Rolf, was menschlich gesehen hoffnungslos ist, ist bei unserem Herrn noch lange nicht hoffnungslos!« An Kurt Hennigs Sterbetag 1992 hieß es in den Herrnhuter Losungen, die für ihn immer so bedeutsam waren: »Der Herr wird König sein immer und ewig!«

»Dieser König ist kein Menschenschinder; er verklavt keinen!« Aber der Herrschaftswechsel von den selbsternannten »Herr-lein« hin zum »guten Herren« Jesus sei für einen Menschen das Allerwichtigste. Das hat uns Kurt Hennig packend verkündigt. Er hat es mir mutmachend vorgelebt.

## D. Fritz Grünzweig

Pfarrer Fritz Grünzweig († 1989) hat mich in die große Geschwisterschar der Ludwig-Hofacker-Vereinigung hineingeliebt, der württembergischen Arbeitsgemeinschaft für Bibel und Bekenntnis.

Er stammte aus Bissingen am Rand der Schwäbischen Alb. Dort geschah es eines Tages, daß ein anderer junger Mann zum Glauben erweckt wurde und sich zu anderen Christen hielt, sehr zum Ärger seines Vaters. Eines Tages brüllte der seinen Sohn an: »Ihr heilige Dippel, moinet denn ihr, daß ihr besser wäret als andere!?!« Darauf sagte gelassen der Sohn: »Nein, das meinen wir nicht. Aber ich brauche die anderen, damit ich beim Heiland Jesus bleiben kann!«

Solche Bruderschaft war Fritz Grünzweig zeit seines Lebens wichtig. Um eines Freundes willen, der wegen seines Bekennens im Hitlerstaat ins Konzentrationslager verbracht worden war, wagte sich Fritz Grünzweig bis hinein in die Konzentrationslager Sachsenhausen und Buchenwald. Nach Kriegsende wurde der schwerversehrte Notar von der Kirche gerufen, sich zum Theologen ausbilden zu lassen. Um wahrer Bruderschaft willen wurde ihm der Einsatz als Pfarrer der Evangelischen Brüdergemeinde Korntal zur Lebensaufgabe. Damit Menschen unseres Landes zum Heiland Jesus finden und beim König Jesus bleiben können, baute er nach 1965 die »Arbeitsgemeinschaft für Bibel und Bekenntnis« zur heutigen Ludwig-Hofacker-Vereinigung aus. Zu den besonderen Gottesgaben Fritz Grünzweigs gehörte neben seiner immensen Arbeitskraft

das wegweisende Wort, das ganz auf die Bibel gegründet und an ihr ausgerichtet war. Es gehörte dazu der Blick für das Besondere und zugleich für das Ganze der württembergischen Gemeinschaften und auch all der neueren geistlichen Aufbrüche. Es gehörte dazu weiter der Mut zu weitreichenden Entscheidungen, gepaart allerdings mit der Behutsamkeit des Wartenkönnens, die niemanden aus dem Geschwisterkreis bedrängte. Hervorstechend – besonders auch in den Jahren der Synodalverantwortung und der weitreichenden Weichenstellungen für die Korntaler Brüdergemeinde – waren die Klarheit des juristisch-sachlichen Denkens, die Gabe des Formulierens.

Fritz Grünzweig litt unter vielem, was in der Kirchenlandschaft Württembergs, der EKD und auch der Genfer Ökumene ein Übertreten von klar gesetzten Markierungen war. Aber wenn er dies zur Sprache brachte in der Synode oder auch in Genf bei den schwierigen Verhandlungen mit Philip Potter persönlich, dann geschah das immer so, daß sogar Andersdenkende ihm das abnehmen konnten.

In der Erinnerung sehe ich Fritz Grünzweig vor mir: Den im Krieg schwerverwundeten Kopf in die zerschossene Hand gestützt, den Oberkörper gebeugt über den Tisch. Das waren die Augenblicke, in denen Fritz Grünzweig mit seinem Herrn sprach. Er wollte die Weisungen zum Reden und Handeln nicht von seinen Gefühlen abhängig machen, auch nicht von Menschen, die bestimmte Erwartungen an ihn hatten. Er wollte abhängig sein und bleiben vom lebendigen Jesus selbst.

Fritz Grünzweig konnte delegieren. Er konnte andere ermutigen, selbst an die Arbeit zu gehen. Aber die meisten Ideen und Impulse gingen von ihm selbst aus. Die Ludwig-Hofacker-Vereinigung sollte nicht nur eine Verteidigungsgemeinschaft zur Bewahrung des überkommenen Glaubens sein. Sondern sie sollte initiativ werden mit Konferenzen, Vortragsreihen, Abendbibelschulen, Publikationen, mit der »Lutherbibel erklärt«, mit einer eigenen Lektorenpredigtreihe, mit dem Tübinger Albrecht-Bengel-Studienhaus, mit den Stuttgarter Gemeindetagen, mit der Ausrichtung der ganzen Arbeit auf Diakonie und Weltmission.

Fritz Grünzweig war von der sehnlichen Erwartung auf die Wiederkunft des Königs Jesus durchdrungen. Meist schloß er seine Gebete mit der herzlichen Bitte ab: »... und komm bald, Herr Jesus!« In dies gespannte Warten auf das Kommen des Königs Jesus hat Fritz Grünzweig auch mich hineingezogen.

## **D. Dr. Martin Haug**

In den Jahren des Ringens um den rechten Kurs der Kirche war es mir eine Ermutigung, daß mein früherer »Chef« Landesbischof D. Dr. Martin Haug († 1983) sich zum Anliegen der Ludwig-Hofacker-Vereinigung und der »Lebendigen Gemeinde« offen bekannte. Er war ja ein tief in der Bibel gegründeter theologischer Lehrer und Seelsorger. Er war sich selbst und auch anderen gegenüber kritisch. Ein wenig hatte er den württembergischen Theologen und



Erfinder Philipp Matthäus Hahn zum Vorbild. Nämlich darin, daß der überaus präzise Hahn seine Predigten bis zu zwölfmal umzuarbeiten bereit war. Als ich Haug als »Hilfsberichterstatter« zuarbeiten durfte, da überarbeitete er selbst routinemäßige Glückwunschschriften mit seiner gestochen-feinen Schrift noch einmal. Wenn er mich gebeten hatte, dann und wann einen Referatsentwurf anzufertigen, dann konnte er humorvoll und doch zugleich kritisch sagen: »Jetzt weiß ich, wie ich's nicht machen werde!«

Einer der Briefe von Martin Haug ist mir besonders wichtig. In ihm heißt es:

»Ich mußte viel an Sie denken. Ihren Notschrei in der Synode verstehe ich nur zu gut. Ihre Not ist auch die meinige. Ich habe sie kürzlich bei einer Dekanekonferenz hinausgeschrien. Verschiedene Dekane haben mir darauf ein Echo gegeben. Ich sagte: »Das Schiff der Kirche muß hinein ins Wasser der Gesellschaft. Ja, aber das Wasser der Meinungen der Gesellschaft darf nicht ins Schiff hineinkommen. Aber ihr habt nun schon so viel Wasser hineingelassen, ja hineingepumpt, daß es seinen Kurs nicht mehr halten kann. Schließt die Luken! Prüfet die Geister, ob sie von Gott sind!« Nein, es geht wahrlich um etwas anderes als um den vielberufenen Pluralismus! — Was tun? Nein sagen, wo der Irrweg schon ganz offenkundig ist. Und fröhlich und getrost das biblische Wort weitersagen, so gut wir es vermögen, und auf seine Übermacht trauen! Und um eine Erneuerung der Kirche nicht von der Gesellschaft her, sondern von Gottes Wort und Geist her und um eine neue Sammlung der lebendigen Gemeinde beten — in

aller Zuversicht, daß der Herr selbst seine Sache treibt.«

## Walter Arnold

Ein ganz besonderer Begleiter meines Lebens war Walter Arnold († 1993).

Er wohnte einst im Stuttgarter Westen gleich um die Ecke. Trotzdem begegneten wir uns nicht in der Sonntagsschule oder in der Jungschar; denn seine Eltern gehörten zur Evangelisch Freikirchlichen Gemeinde. Schon im Jungvolk-Fähnlein »Feuersee« fiel Walter Arnold auf. Nicht weil er als »Feldscher« einen Sonderstatus hatte, sondern weil Walter einen anderen Geist ausstrahlte als sonst die Führerschaft. Diese ließ uns singen: »Wir werden weitermarschieren, wenn alles in Scherben fällt!« Es fiel dann nicht wenig in Scherben. Die Stuttgarter Schulen wurden nach den ersten Luftangriffen evakuiert. Walters Schule kam nach Marbach. Dort begegnete er Theo Sorg. Sie beide zusammen sammelten junge Leute in einem evangelischen Jugendkreis.

»Ein Gramm Glauben wiegt mehr als Berge von Philosophie.« Solche Worte Spurgeons betonte Professor Dr. Thielicke in einem Seminar, in dem Walter und auch ich saßen. Es ging hochtheologisch und zugleich eminent praktisch zu bei dem Thema »Grenzfragen zwischen Dogmatik und Predigt«. Theologie, die nicht gepredigt und geglaubt werden kann, hat keinen Wert. Thielicke schrieb unter meinen Entwurf einer Adventsansprache in einem Industriebetrieb:

»Eventuell gut für eine Evangelische Akademie, aber unbrauchbar für Arbeiter.« Walter bekam eine weit bessere Zensur. Er fiel schon damals auf als Theologe, der sowohl den Dogmatiker Karl Barth verstanden, als auch den Seelsorgelehrer Thurneysen begriffen hatte. Gemeinsam lernten wir, als Ziel unseres Verkündigens die »gewinnende Predigt« anzusehen.

Zusammen waren wir dann als ökumenische Stipendiaten in den USA im Jahr 1955/56, Walter in Kansas City, ich in Ohio, er bei den Baptisten, ich bei den Lutheranern. Über Neujahr 1956 besuchten wir gemeinsam eine Studenten-Weltkonferenz mit über dreitausend Teilnehmern aus 32 Nationen in Athens/Ohio. Richard Shaull vertrat damals schon seine »Theologie der Revolution«. Man redete viel vom Guten im Menschen und von der Möglichkeit, das Paradies auf Erden herbeizuzaubern. Walter und ich waren skeptisch. Aber wir ahnten nicht, daß dies alles nicht bloß merkwürdige theologische Sandkastenspiele waren, sondern daß sich damals schon eine theologische Flutwelle aufbaute, die später vieles von dem gut Gewachsenen mit sich riß.

»Und führe uns nicht in Versuchung.« 1958 hatte der Stuttgarter Jugendvikar Walter Arnold mich namens seines Chefs, Jugendpfarrer Theo Sorg, gebeten, über diese Vaterunserbitte im traditionellen Stuttgarter Jugendgottesdienst zu predigen. Daß es für Jesus eine teuflische Versuchung gewesen sein soll, den Hungernden Speise zu schaffen, seine armselige Sache mit Attraktivität zu umkleiden, die dem Teufel gehörende Welt in seine Regie zu nehmen, das haben wir alle drei bejaht: Theo, Walter und ich. Das

hat uns vorbereitet auf die Auseinandersetzungen, auf die wir in den darauffolgenden Jahren zugehen. Aber wir ahnten es damals noch nicht.

»Ich suche meine Brüder.« Dies Motto des Gustav-Adolf-Festes Anfang der 60er Jahre in Ludwigsburg war auch ein geheimes Motto unseres gemeinsamen Weges. Damals durfte ich mich im gastlichen Ludwigsburger Pfarrhaus Arnold von den Feststrapazen erholen. Bald darauf ließ sich Walter in die total verfahrenere Situation des CVJM-Gesamtverbandes nach Kassel rufen, um dort als deutscher Generalsekretär das Werk neu zu ordnen.

Zehn Jahre lang durfte ich dann mit Walter in großem Vertrauen zusammenarbeiten, er als Generalsekretär des deutschen CVJM und ich als Leiter des württembergischen Werkes, das zugleich eine Untergliederung des CVJM-Gesamtverbandes ist. Zusammen haben wir 1966/67 die seelsorgerliche Handreichung »Um Bibel und Bekenntnis« erarbeitet. Ein paar Sätze daraus: »Die Frage nach Bibel und Bekenntnis ist von grundlegender Bedeutung für ein Werk, das junge Menschen verbinden will, die ›Jesus Christus nach der Heiligen Schrift als ihren Gott und Heiland anerkennen‹ (Pariser Basis). Darum trifft uns die Auseinandersetzung um Bibel und Bekenntnis hart. Die schwierige Situation wird beinahe unerträglich, wenn innerhalb unserer Kirche das Apostolische Glaubensbekenntnis zwar noch feierlich gesprochen und zum verpflichtenden Maßstab bei Ordination, bei Amtseinsetzungen von Presbytern und Synodalen gemacht wird, aber in einer Vielzahl von Vorträgen, Schriften und Predigten unüberhörbare

Einwände gegen die Aussagen dieses Bekenntnisses erhoben werden. Wir sehen uns zu reden genötigt, solange viele Glaubenssätze, die von Christen in neunzehnhundert Jahren erkannt, bekannt, gelehrt und gelebt wurden, radikal in Frage gestellt werden. Nicht zuletzt wegen der Unsicherheit im Blick auf Bibel und Bekenntnis werden immer mehr Gemeindeglieder im Bibellesen lauer, im Gebetsleben müder, im Bekennen gehemmter, im tätigen Christsein und im Blick auf die ›Früchte des Geistes‹ ungewisser. Um des auferstandenen Christus willen rufen wir Euch zu: ›Seid fest, unbeweglich!‹

Nicht um starre Orthodoxie ging es Walter und mir, sondern um Verwirrte und Entmutigte. Die Freude am Wort Gottes war uns wichtig! Die Gewißheit der Nähe des auferstandenen Jesus! Die Geschichte des modernen Bekenntniskampfes als die Geschichte evangelistisch-seelsorgerlicher Verantwortung muß erst noch geschrieben werden!

»... darauf achtzuhaben, daß falscher Lehre, der Unordnung und dem Ärgernis in der Kirche gewehrt wird.« So steht es in unseren kirchlichen Verpflichtungsagenden. Das ist die Konsequenz aus der Aufgabe, »daß das Evangelium von Jesus Christus gemäß der Heiligen Schrift und in Übereinstimmung mit dem Zeugnis der Reformation der ganzen Welt verkündigt wird.« Diese missionarische Aufgabe in aller Welt verband mich mit Walter, der seit 1973 sachkundiger Oberkirchenratsreferent für Mission und Ökumene war. Ich leitete von 1971 – 1989 als Vorsitzender den Synodalausschuß für Diakonie, Ökumene und Mission. Besorgt über den Kurs des

Weltkirchenrates seit der Weltkirchenkonferenz Uppsala (1968) schlug ich Landesbischof Claß ein Gespräch zwischen Vertretern der württembergischen Kirche und des Weltkirchenrats vor. Walter machte das Gespräch möglich. Ihm war es zu danken, daß die württembergischen »Anfragen an den Ökumenischen Rat« unpolemisch und doch zugleich klar, sachbezogen und voll Ernst formuliert werden konnten. Die in den »Anfragen« angesprochenen Themen »Heil und Wohl«, »Einheit der Welt und Einheit der Christenheit«, »Dialog und Mission« sind zum theologiegeschichtlichen Dokument geworden. Der Weltkirchenrats-Stab in Genf ließ sich nicht beirren, seinen Weg weiterzugehen. Darum war es gut, daß die von Walter Arnold stark geprägte Synodal-Sonertagung Freudenstadt (1975) einstimmig feststellte: »Der Wille zur Einheit kann zur gottwidrigen Verführung werden, wenn die Einheit der Kirche nicht gebunden ist an die Wahrheit des Evangeliums... Wohl ist nicht Heil. Es geht darum, daß der Mensch aus seiner Gottferne zu Gott heimfindet.«

»Jesus Christus befreit und eint.« Das war die Losung der Weltkirchenkonferenz Nairobi (1975). Sie sollte durch den fast frenetisch immer wieder angestimmten revolutionären Song interpretiert werden: »Break down the walls, that separate us« (Zerbrich die Mauern, die uns trennen)! Aber ein Großteil der Delegierten hielt offenkundig vom bibelgegründeten Bekenntnis zu Christus heute mehr als von nebulösen Dialogprogrammen oder gar von schwärmerischen Revolutions-Utopien. Vor allem war es Dr. Byang Kato, der Generalsekretär der Evan-

gelikalen Allianz von Afrika und Madagaskar, der ganz große Bedenken hatte gegen die Verfälschung des ursprünglich so missionarisch ausgerichteten Ökumenezieles. Bei Dr. Kato waren Walter und ich zum letzten afrikanischen Abendessen eingeladen. Wenige Tage später war Dr. Kato tot, unter mysteriösen Umständen »ertrunken beim Baden«, wie es lakonisch hieß.

Nach Nairobi hatte Walter, als wir beide berichtend durch württembergische Dekanatsstädte zogen, mehr Hoffnung auf eine Genfer Kursänderung als ich. Es war bezeichnend für Walter Arnold, daß er jedem Menschen und jeder Bewegung einen Vorstoß an Vertrauen entgegenbrachte. Er war ein Brückenbauer. Er versuchte auch mit allem Einsatz, Stege zu erhalten angesichts des unaufhaltsamen Bruches zwischen den weltweiten Lagern der Evangelikalen und der Ökumeniker.

Deshalb ließ sich Walter Arnold auch nicht in das EKD-weite Herumkritteln an evangelikalen Werken im Bereich von Weltmission und Entwicklungshilfe hineinreißen. Wie kein anderer hat er dafür Wege geöffnet, daß auch bedrängte evangelikale Mitchristen und Kirchen die Unterstützung fanden, die sie brauchten.

Ab 1989 saßen wir dann am runden Tisch des Stuttgarter Oberkirchenrats-Kollegiums einander gegenüber. Vier Jahre lang, bis zur schweren Erkrankung des sonst immer so kerngesund scheinenden Freundes, die dann zum Tode führte. Von Walter gingen auch im schweren Leiden immer Ermutigungen aus. Er hatte Visionen. Mit seinem weltweiten Hori-

zont wußte er um Schwächen und um Chancen des volkskirchlichen Systems ebenso wie um Chancen, aber auch um Schwächen der freikirchlichen Strukturen.

Es gab vieles, das Walter und mich verband. In einem wesentlichen Punkt waren wir total verschieden. Walter hatte ganz gewiß weltweit nicht einen einzigen Menschen, der ihm auch nur ein klein wenig gram war. Bei mir sieht es darin bis heute anders aus. Aber Walter hat gerade mir einmal persönlich gesagt: »Wir dürfen doch um Vergebung unserer Schuld bitten!«

Noch treffender war sein Wort: »Nur weil Jesus lebt, können wir von ihm reden!«

König und Herr ist Jesus. Es ist die Würde unseres Lebens, von ihm als Mitarbeiter gebraucht zu werden.



## Christus ist hier

Der größte Feiertag Indiens sah uns in der größten Aufregung. Der Rundfunk-Posaunenchor des württembergischen Jugendwerks sollte sein erstes Konzert an diesem Tag in Indiens Hauptstadt New Delhi geben. Erst zwei Tage zuvor waren wir aus der Kälte Europas angekommen. Zwölf Bläser, ein Dirigent. Und dazu als Begleiter ich armes Würstchen, dessen Koffer irgendwo zwischen Paris und Bombay stehen geblieben waren.

Um die Koffer wäre es nicht schlimm gewesen, auch nicht um die Hemden und den Rasierapparat. Aber in meinen Koffern waren alle Notenbücher für die Bläser. Nun standen wir da und sollten ohne Noten ein Konzert spielen, noch dazu vor erlesenem Publikum. Die letzte Hoffnung war zerronnen: die Mittagsmaschine hatte die ersehnten Koffer auch nicht gebracht. Obwohl der entgegenkommende indische Flugplatzoffizier Fernschreiben an alle möglichen Flugplätze hinausgehämmert hatte.

Hilf, was helfen mag! Unser Dirigent hatte in seiner Mappe ein paar Einzelseiten mit Noten. Vielleicht war in der deutschen Botschaft ein Fotokopierapparat aufzutreiben. Aber, o Jammer! Es war ja Nationalfeiertag, Republic Day mit Paraden und sonstigem Trara. Aber der deutsche Beamte vom Dienst ließ sich erweichen und opferte sogar die Geheimvorräte des

wertvollen Kopierpapiers. Bloß: Was war das nur für ein altertümlicher Apparat! An dem Gebilde wurde deutlich, daß die Bundesregierung auch sparsam sein kann. Drei junge deutsche Ingenieure, alles schwäbische Posaunenbläser, und ein indischer Helfer versuchten, auf Tempo zu arbeiten. Aber nur ganz langsam, ein Stück um das andere, verließen die fotokopierten klatschnassen Notendrucke die Ablichtungsmaschine.

Mittlerweile hatte ich mein einziges Hemd halbnäß von der Leine geholt und die Festgäste begrüßt: Diplomaten vieler Länder, indische CVJMer, hinduistische Freunde der CVJM-Arbeit, kanadische Missionare, katholische Missionsschwestern, ein paar deutsche Hippies, mohammedanische Großkaufleute, ein methodistischer Bischof, Studenten. Der indische CVJM-Sekretär neben mir raunte mir zu: »Vergiß nicht, mehr als 80 Prozent der Zuhörer sind Hindus; nur die wenigsten sind Christen!«

Ich faßte das als Ermutigung auf, doch bei meinen Zwischenansprachen recht evangelistisch zu sein. Dazu hatte man mich ja mitgenommen, daß ich während der für die Bläser notwendigen Pausen Erklärendes, Auflockerndes und Missionarisches sagen sollte. Aber — meine gut in Englisch vorbereiteten Ansprachen waren irgendwo in der Tiefe meiner verschollenen Koffer!

Doch nun half nichts. Ich mußte ran. Unsere Bläser versuchten, die erst halbtrockenen Kopien auf ihren Notenständern zu befestigen. Aber so einfach war das nicht. Immer wieder rollten sich die feuchten Notenkopien zusammen wie eine alte hebräische

Schriftenrolle. In ihrer Not zischelten sie mir zu, wie das eben nur Schwaben so eindeutig können: »Rolf, schwätz!« Es war der Hilferuf verzweifelter Bläser.

Ich »schwätzte« also. Ich erzählte – mit Händen und Füßen redend – von unserer Posaunenarbeit in Württemberg, von den über zehntausend Bläsern, von unseren Posaumentagen in Ulm. Und dann wollte ich evangelistisch werden. Darum erzählte ich, daß die Choralversionen Johann Sebastian Bachs die Lieblingsmusik deutscher Bläser und ihrer Zuhörer seien. Und Bach sei jener Komponist gewesen, der unter seine großen Kantaten und Motetten immer jenes »Soli Deo Gloria« geschrieben habe, jenes »allein Gott die Ehre«. Das sei aber ein Motto, das für uns heute erst recht bedeutsam sei. Die gegenwärtige Menschheit sei in Gefahr, Gott in den Ruhestand zu versetzen, um statt dessen selbst zu versuchen, in der Welt Gerechtigkeit zu schaffen. Damit jedoch würden wir uns alle selbst übernehmen und an dieser Last zugrunde gehen, wenn wir nicht wieder lernten, allein Gott die Ehre zu geben.

So also versuchte ich, ein Zeugnis für den lebendigen Gott zu geben. Insgeheim kam ich mir vor wie ein Missionar, der seine Botschaft vor einer Menge von Andersgläubigen mit zitterndem Herzen bezeugt, voller Sorge, sie könnten mich auspfeifen.

Aber ich fand mich auf einer Woge allgemeiner Zustimmung. Gott die Ehre! Jawohl, darum geht's! Überall wurde zustimmend mit dem Kopf genickt. Und die Hindus dachten dabei wohl an ihren Schiwa. Und die Mohammedaner an Allah. Und die europäischen Hippies, die in Indien ihr Seelenheil suchten,

dachten an das »große Unbekannte« hinter allen Religionen. Kurz: mir wurde klar, daß die Messerschärfe der Evangelisation gefehlt hatte — daß die Scharfkantigkeit der Botschaft Jesu, sich für ihn zu entscheiden, in einem allgemeinen Gottesgefühl untergegangen war.

Beim nächsten Konzert in Hyderabad war es schon anders. Durch ein Wunder waren die vermißten Koffer doch noch eingetrudelt. Nun konnten die Bläser jene Musik spielen, auf die sie vorbereitet waren. Darunter war eine eindringliche moderne Komposition über den Choral »Nun lob, mein Seel', den Herren«. An diese knüpfte ich bei meiner nächsten Ansprache an. Dem König David seien viele Dinge wichtig gewesen, die auch Regierenden und Verantwortlichen heute vorrangig seien: Friede, Leistung, Verhandlungen, Ernährung der Bevölkerung. Aber dann sei ihm eines Tages erschreckend aufgegangen, daß es weit Schlimmeres gebe als Krieg, Hunger, Versagen; daß es nämlich weit schlimmer als das alles sei, wenn Gott mir wegen meiner Sünden zum Feind werde. Und daß es darum nichts Herrlicheres geben könnte, als daß Gott Sünde vergibt. »Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat; der dir alle deine Sünden vergibt!«

Ich hatte noch nicht ausgesprochen, als sich unter großem Lärm drei indische Studenten aus dem Saal begaben. Unter Protest. Sie seien zu einem Konzert gekommen und nicht zu einer christlichen Werbeveranstaltung. Dem dortigen einheimischen CVJM-Sekretär war das peinlich. Er regte an, ob wir's nicht beim nächsten Konzert bei der musikalischen

Erklärung der europäischen Komposition bewenden lassen könnten. »Ich hab' dir's doch schon in Delhi gesagt, daß über 80 Prozent der Zuhörer Hindus sind; darauf müssen wir Rücksicht nehmen!« Ach so, das hatte er also am Abend in Delhi gemeint, als er mich auf die kleine Anzahl christlicher Zuhörer hingewiesen hatte!

Was sollten wir tun? Unsere Gruppe saß am nächsten Morgen recht betreten zusammen. Wir hatten gemerkt, wo auch in Indien das Herausfordernde des Evangeliums gehört wird: nämlich dort, wo es um die Vergebung der Sünde geht. Die indische Ministerpräsidentin Indira Ghandi hatte wenige Wochen zuvor erklärt: »Das ist das Besondere am Hinduismus, daß er auch das Böse als Teil des Gesamtseins akzeptiert. Darum haben wir keine Schuldkomplexe. Wir kennen nichts Negatives wie die christliche Lehre von der Erbsünde.« Aber wenn selbst unsere Gastgeber vom indischen CVJM kein evangelistisches Wort wollten? Und wenn wir sogar unsere Zuhörer damit verärgerten? Was sollten wir tun?

Offenbar traf der junge Direktor einer großen Stuttgarter Firma den Nagel auf den Kopf, als er unter Zustimmung der anderen sagte: »Wir sind eingeladen als Christlicher Verein Junger Männer und als Bläsergruppe dieses CVJM. Wenn ich in Stuttgart zu einem Konzert der Buddhistischen Gesellschaft eingeladen werde, dann erwarte ich nicht nur Musik, sondern auch, daß sie ihren Glauben bezeugen. Wir wären komisch, wenn wir nur Blasmusik machen würden.«

Dabei blieb's. Aber wir versuchten, auch sorg-

fältig hinzuhören, wo denn die wichtigste Einfalls-  
pforte für das Evangelium bei Hindus und Moslems  
sein könnte. Schließlich kamen wir darauf, daß die  
Frage: »Wer will verdammen?« (Römer 8) eine solche  
Stelle sein könnte. Auch andere Religionen lernen es,  
daß man mitsamt seiner Frömmigkeit von anderen  
kritisiert wird: »Was, der meint, er gehöre zu Gott?«  
Auch in anderen Religionen gibt es das, daß die Fra-  
gen aus dem eigenen Innern auftauchen, wenn da  
Versagen, Krankheit, Haß im Leben sind: »Hat mich  
Gott verlassen? Hat er mich vergessen? Bin ich von  
ihm verstoßen?« Aber es gibt auch die Gewißheit,  
daß Gott mich liebt. Sie ist nicht in meiner Frömmig-  
keit verankert. Sie hat festeren Grund als religiöse  
Gewohnheit oder tiefe Gefühle. Sie hat ihren Grund  
in Jesus Christus. »Christus ist hier!« So viel bin ich  
Gott wert, daß ich bis in die Ewigkeit bei Jesus sein  
darf. Willst du ihn haben? Willst du mit ihm leben?

Das sagten wir weiter. Und die Bläser bekräftig-  
ten es mit dem jubelnden Choralsatz: »Der Grund, da  
ich mich gründe, ist Christus!« Bis heute ist uns dies  
wichtiger als damals das Wiederfinden der Koffer,  
daß das ausgestreute Saatgut des Evangeliums da  
und dort Wurzeln schlägt.

## Es läuft alles auf Jesus zu!

Einige amerikanische Zivilangestellte und Armeeangehörige hatten mich gebeten, ihren Kindern Konfirmandenunterricht zu erteilen. Ich freute mich, mein Englisch wieder etwas aufpolieren zu können. Aber es kam bei dem Unterricht weit Besseres für mich heraus! Ich begriff staunend, wie Gott selbst die großen Zusammenhänge in seinem Wort erschließen kann!

Die jungen Amerikaner waren völlig unbeleckt von jedem biblischen Wissen zu mir gekommen. So fing ich einfach an, Berichte aus den biblischen Büchern zu erzählen: Höhepunkte des Wirkens Gottes aus dem Alten Testament und Wichtiges aus den Evangelien des Neuen Testaments. Plötzlich sagte eine der jungen Damen: »Es zielt doch alles auf den Augenblick, da bloß noch Jesus wichtig ist!«

Kein großer Theologe könnte die kraftvolle Bewegung innerhalb der Heiligen Schrift besser auf einen Nenner bringen, als es damals jene junge Linda getan hatte. Die Heilige Schrift hat ein Gefälle. Die großen Linien der Bibel laufen nicht zusammen in einer Theorie, nicht in einer Lehre. Die großen Linien der Bibel laufen zu auf den großen Tag, da nur noch Jesus wichtig sein wird. Da wird es erst recht etwas mit Gott zu erleben geben!



Die Eltern Scheffbuch mit Kindern  
(v.l.n.r.) Winrich, Kurt, Irmgard, Rolf, Albrecht, Klaus



Die Familie: Sigrid und Rolf Scheffbuch mit den Kindern  
Erdmann, Cornelia, Ulrich, Ruth-Maria samt Schwieger-  
tochter Susanne und der Enkeltochter Dorothee.





Die Großmutter Johanna Busch, geb. Kullen



Die Geschwister: rechts neben Rolf Scheffbuch Pfarrer Winrich und Dekan Klaus Scheffbuch, oben Dr. Kurt Scheffbuch und Vetter Siegfried Scheffbuch (nicht im Bild die Schwester Irmgard Weth; der zweitälteste Bruder Dr. Albrecht Scheffbuch ist verstorben)

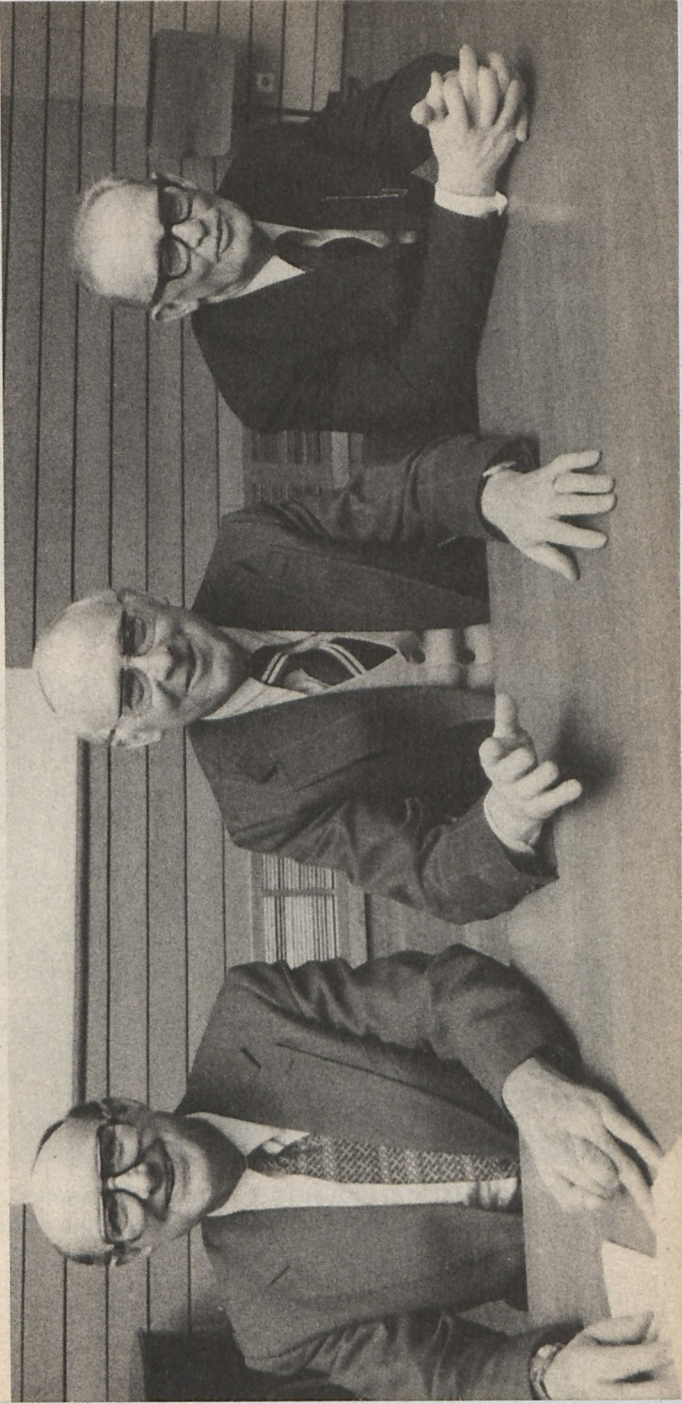


Der Chef Landesbischof D. Martin Haug mit seinem »Adjutanten« bei ökumenischem Empfang



Mit Geschwistern aus aller Welt: (v.l.n.r.) OKR Dr. Frik; Gottfried Osei-Mensah; Scheffbuch; Bischof D. Theo Sorg; Bischof Jack Dain; OKR Walter Arnold; Carl Johannsen und Frau; Frau und Dr. Leighton Ford

Die Leitungsbrüder der »lebendigen Gemeinde«: D. Fritz Grünzweig, Martin Pfander, Kurt Hennig





Als Gemeindepfarrer und Dekan im Remstal



Als Vorsitzender von ProChrist e.V. neben Wolfgang Baake und Ulrich Parzany, Frieder Trommer und Klaus Kahden

# **Lebensstationen und Aufgaben**

## **Rolf Scheffbuch**

- 1931* geboren in Calw/Schwarzwald als Sohn von Dr. Adolf Scheffbuch und Frau Maria, geb. Busch
- 1950* nach Abitur am Eberhard-Ludwig-Gymnasium Praktika als Bau-Hilfsarbeiter und im Ev. Jungmännerwerk Stuttgart
- 1951* Beginn des Theologiestudiums in Bethel, fortgesetzt in Tübingen und Bonn
- 1955* I. Theol. Dienstexamen und Ordination; Studium der Theologie und der Soziologie in den USA, Abschluß mit dem Master of Sacred Theology
- 1956* Vikariate in Ulm, Heilbronn, Bopfingen
- 1957* persönlicher Referent von Landesbischof D. Dr. Martin Haug
- 1959* Heirat mit Sigrid, geb. Gutbrod, zwei Söhne, zwei Töchter
- 1959* III. Pfarrer am Ulmer Münster
- 1965* Leiter des Ev. Jungmännerwerks in Württemberg
- 1975* Dekan und Gemeindepfarrer Schorndorf
- 1989* Prälat von Ulm
- 1995* Zuruhesetzung, wohnhaft in Korntal

## Ehrenamtliche Aufgaben:

- 1965* Mitglied im Ludwig-Hofacker-Kreis, seit 1981 I. Vorsitzender
- 1965* Mitglied der württ. Landessynode (bis 1989; dort 18 Jahre Vorsitz des Ausschusses Diakonie/Ökumene/Mission, 17 Jahre Mitglied des Landeskirchenausschusses; 12 Jahre mit in der Leitung des Gesprächskreises »Lebendige Gemeinde«)
- 1974* entsandt in die EKD-Synode; dort bis heute Mitglied
- 1975* mitverantwortlich für den Stuttgarter »Gemeindetag unter dem Wort«; danach auch 1978, 1982, 1985, 1989; seit 1992 I. Vorsitzender »Gemeindetag e.V.«
- 1984* Mitglied des Internationalen Lausanner Komitees
- 1985* Vorsitzender des Europäischen Zweiges des Lausanner Komitees (bis 1993)
- 1993* Vorsitzender »Pro Christ« e.V.

Auslandsreisen nach Nord- und Südamerika, Afrika, Asien

Verschiedene kleinere Veröffentlichungen

„Das habe ich mit Gott erlebt“ ist eine Reihe, in der Christen unserer Zeit über ihr bewegtes Leben mit Gott berichten.

Rolf Scheffbuch, ein Mann der Kirche und der weltweiten evangelikalen Bewegung zugleich, berichtet sehr persönlich davon, wie Christus Menschen teilhaben läßt an seinem souveränen Wirken. Eingebettet in die Zeitgeschichte unseres Volkes und des Volkes Gottes in aller Welt werden Spuren Jesu in einem Menschenleben deutlich, die zugleich Ermutigung sein sollen dazu, Christus und sein Wort ganz ernstzunehmen.

**hänssler**



9 783775 126496

ISBN 3-7751-2649-X